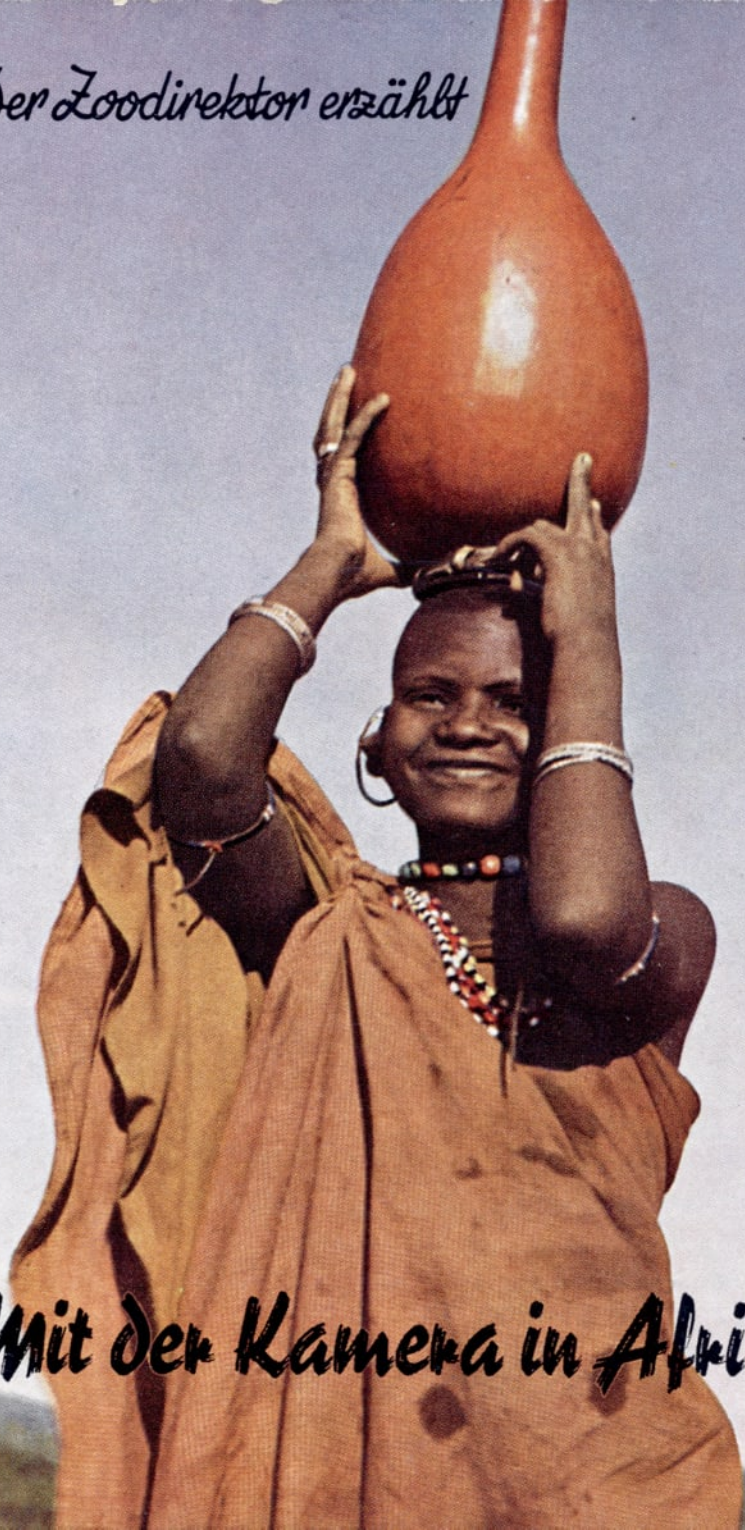


Der Zoodirektor erzählt



Mit der Kamera in Afrika



Herausgeber: Zoologischer Garten Dresden

Alle Rechte bei VOB Union Berlin

Druck: Union Verlag und Druckerei (VOB) Dresden - VOB Union

III-9-19 It 16775-55 955 1098

Mit der Kamera in Afrika

Wolfgang Ullrich, Direktor des Zoologischen Gartens der
Stadt Dresden, berichtet von seiner Ostafrikareise 1955

Schon kurze Zeit nach meiner Rückkehr aus Afrika erhielt ich zahlreiche Anfragen, ob meine in der Presse erschienenen Reiseberichte in Form einer Broschüre herausgegeben werden. Ich hatte diese Berichte meist in den späten Abendstunden beim Licht der Petroleumlampe auf der Farm oder im Steppenlager geschrieben, wobei es mir darum ging, die Ereignisse des Tages, noch unter dem Eindruck des Erlebten stehend, wie in einem Tagebuch niederzuschreiben. Ich glaube, daß diese Aufzeichnungen unverändert veröffentlicht werden können, wenn ich auf ihre Entstehungsart besonders aufmerksam mache. Eine eingehendere Beschreibung meiner Reise und der auf dieser Safari gemachten zoologischen Beobachtungen wird später als Buch erscheinen.

Ich möchte nicht versäumen, der Regierung unserer Deutschen Demokratischen Republik für die mir gewährte Unterstützung, besonders für die großzügige Erledigung der Paß- und Visaangelegenheiten, zu danken.

Ich widme dieses Büchlein allen Jungen und Mädchen, deren Sehnsucht es ist, ferne Länder zu bereisen. Möge ihnen dieser Wunsch in Erfüllung gehen.

Afrika ist für viele Menschen ein Zauberwort

Wer hat nicht zumindest in seiner Jugendzeit mit Begeisterung die Expeditionsberichte der großen Afrikaforscher gelesen und mit Spannung die Lichtbildvorträge, später — als der Film seinen Fortschritt nahm — auch die Kulturfilme vom Schwarzen Erdteil besucht. Afrika — das heißt Wüste, Steppe und Urwald. Afrika — bedeutet aber auch Tropenhitze und Malaria. Für manche ist es das Paradies des Großwildjägers, andere wieder denken an wilde Negerstämme, Zwergvölker und Menschenfresser. Afrika — ist das große Abenteuer, das sich viele Menschen in ihrer Kindheit erträumten.

Es ist kaum fünfzig Jahre her, daß die ersten photographischen Naturdokumente nach Europa kamen und von dem Leben des afrikanischen Großwildes berichteten. Schillings brachte von seinen Reisen, die er in den Jahren 1899/1900, 1902 und 1903/1904 in den Schwarzen Erdteil unternahm, eine große Anzahl wertvoller photographischer Platten mit. Darüber schrieb der damalige Direktor des Zoologischen Gartens in Berlin, Prof. Dr. L. Heck: „Das will nicht mehr und nicht weniger heißen, als daß Schillings vermöge seiner Tieraufnahmen in der Afrikaforschung eine ganz eigenartige Stellung einnimmt, die kein anderer Afrikareisender, auch der Größte und Beste nicht, durch ähnliche Leistungen verdunkeln kann. Mit anderen und kurzen, einfachen Worten: Schillings hat sich durch seine afrikanischen Tieraufnahmen unsterblich gemacht.“

Zweifellos entspricht es den Tatsachen, daß Schillings auf dem Gebiet der Photographie zu Beginn unseres Jahrhunderts unter besonders schwierigen Umständen Überraschendes geleistet hat. Die Antilopen, Zebras, Giraffen, Elefanten und Löwen wurden nicht mehr nur hinter Kämme und Korn gesehen, sondern mit der Kamera „geschossen“. Schillings ist es gelungen, mit Blitzlicht Aufnahmen zu machen, die auch heute mit unseren modernen Geräten überaus schwierig zu machen sind. Er zeigt unter anderem, wie ein Rudel Löwen sich an einen im Busch angebundenen Esel anschleicht, wie eine Löwin diesen Esel schlägt und der Kampf um die Beute beginnt, an dem sich auch Hyänen und Schakale beteiligen. Es lohnt wahrhaftig auch heute noch, die Bücher von Schillings: „Mit Blitzlicht und Büchse“ und „Im Zauber des Elelescho“ zu lesen. Auch der Zoologe kann den Berichten wertvolle Hinweise über die Biologie der afrikanischen Steppentiere entnehmen.

Inzwischen aber sind fünfzig Jahre ins Land gegangen. Viele haben die von Schillings begonnene Arbeit fortgesetzt und versucht, das Leben des Wildes in Afrika photographisch und filmisch festzuhalten.

Wir erinnern uns der Kulturfilme „Simba“, „Babuna“, „Congorilla“, „Das letzte Paradies“ und anderer ähnlicher Filmberichte über Afrika. Das Filmmaterial wurde lichtempfindlicher, die Apparate handlicher und leistungsfähiger. Der Tonfilm kam und gestattete es, die Tierlaute und das Lied der schwarzen Menschen naturgetreu zu überliefern, und schließlich machte es der Farbfilm möglich, Afrika in seiner ganzen Farbenpracht bewundern zu können.

Aber der Schwarze Erdteil rückte uns auch näher. Eisenbahnlinien und Autostraßen wurden gebaut und mitten im Urwald des Kongogebietes oder in den Steppen Ostafrikas landen täglich Flugzeuge, die in zwanzig Stunden ihre Passagiere aus Mitteleuropa nach Zentralafrika bringen. Nein, vom „Schwarzen“ Erdteil kann man heute nicht mehr sprechen.

Mit dem Wachstum der Städte, mit dem Bau der Straßen und dem Anstiegen des Fremdenverkehrs ging das Tierleben zurück. Sogenannte Großwildjäger schossen, was vor ihre Flinte kam. Sie brachten Trophäen nach Haus und prahlten mit ihren Abschuszahlen: Neun Löwen an einem Tag, drei Elefanten während eines Vormittags, fünfzig und mehr Nashörner in einem Jahr. So verschwand manche Tierart aus Afrika, ehe sie von den Zoologen richtig erforscht werden konnte.

Heute ist durch die Ausgabe von Erlaubnisscheinen dem wilden Jagen eine gewisse Grenze gesetzt und große Naturschutzparks tragen zur Erhaltung der Tierwelt bei.

Warum erzähle ich das? Weil ich in diesen Tagen eine Reise nach Afrika angetreten habe. Ich habe keinen Jagdschein beantragt, ich werde auch kein Gewehr mitnehmen, ich will nur beobachten, photographieren und filmen. Lohnt das heute noch? Ist Afrika und seine Tierwelt nicht schon so gut bekannt, daß jeder weitere Bericht nur eine Wiederholung des bereits von anderen Afrikareisenden Festgestellten bedeutet? Afrika ist auch heute noch reich an Großtieren. Auch heute gibt es noch Gnuherden, die über tausend Stück zählen, und Elefanten, die in mehr oder weniger großen Verbänden durch die Steppe ziehen. Unser Wissen über Lebensweise und Verhalten dieser Tiere ist nach wie vor überaus mangelhaft. Für den Zoologen ist Afrika also auch heute noch eine Fundgrube. Es ist kein Geheimnis mehr, daß mein besonderes Interesse den Affen gehört, und manche Zoobesucher sprechen, wenn sie vom Dresdner Zoo reden, vom Affenzoo und dem Affendirektor, was mich keineswegs kränkt, denn die Haltung und Pflege der Menschenaffen ist zur Tradition für den Dresdner Zoologischen Garten geworden. Deshalb war auch der Dresdner Zoo der erste Tiergarten, der nach 1945 in der DDR wieder Menschenaffen zeigte und heute wieder über eine ansehnliche Sammlung besonders wertvoller und in zoologischen Gärten seltener Affen verfügt. So wird es also auch nicht verwundern, wenn ich meine Afrikareise einer Affenart, der schönsten, die es auf unserer Erde gibt, zuliebe unternehme. Ich will in den Bergwäldern des Meru Guereza-Affen beobachten und versuchen, ihnen einiges über ihre Lebensweise, über ihr Verhalten in der Herde und über ihre Gebundenheit an einen Wohnbereich abzulauschen. Bevor ich jedoch diese wunderschönen Tiere näher beschreibe, möchte ich noch über meine anderen Ziele berichten. Ich habe mir vorgenommen, am Tierfang teilzunehmen und die Eingewöhnung der Frischfänge kennenzulernen. Schließlich steht auf meinem Programm der Besuch eines Naturschutzparks, wo ich den Tagesablauf im Leben der großen Steppentiere beobachten will. Ein reichhaltiges Programm für eine Expedition, die zwei Monate umfaßt. Aber ich spare die lange Zeit der Schiffsreise, denn ich werde nach Afrika fliegen; 21 Stunden nach dem Start in Frankfurt am Main werde ich im Herzen Afrikas, in Nairobi, landen. Zürich, Rom, Athen und Khartum sind die Zwischenstationen, wo jeweils nur ein Aufenthalt von einer Stunde vorgesehen ist.

Bevor ich jedoch über die Vorbereitungen meiner Afrikareise berichte, sei noch einiges über die Guereza-Affen gesagt, die ich in den Bergwäldern des Meru suchen will. „Mit einem üppigen weißen Seidenmantel und dem ganz weißen, bis zur Wurzel lang, roßschweifähnlich behaarten Schwanz“, so schreibt Brehm, ist der Guereza vom Kilimandscharo-Gebiet einer der schönsten Affen überhaupt. Aber Brehm berichtet auch, daß diese schönen Tiere verfolgt und ihres Felles wegen gemordet werden. Schillings kennt den Preis der Guerezafelle: er entspricht einer Summe, für die sich die

Eingeborenen fünf bis sechs Schafe einhandeln können. Die Jagd auf Guerezas war also eine durchaus lohnende Angelegenheit. Schillings fand bei den Händlern — in Ostafrika liegt der Handel auch heute noch vorwiegend in den Händen der Inder — Hunderte von Guerezafellen, die nach Europa versandt werden sollten. Und was geschah mit den Affenfellen in Europa? Die Mode hatte durchaus Verwendung dafür. Es wurden aus den Guerezafellen Theaterumhänge gefertigt und für teures Geld verkauft. So ist es kein Wunder, daß in manchen Gebieten Ostafrikas und Abessiniens, die Guerezas stark dezimiert, mitunter sogar völlig ausgerottet wurden. So schreibt Schillings: „Den Nachstellungen der mit Hinterlader jagenden Askaris der Station Moschi haben diese Bestände des harmlosen Tieres nicht lange standhalten können. Die Soldaten kamen in früheren Jahren mit zahlreichen Patronen, öfters auf mehrere Tage, lediglich zur Affenjagd in die Oasen, und heute gehört das Tier — wenn es überhaupt in ihrem Bereich noch zu finden ist — zu den Seltenheiten.“ Dazu kam, daß auch die eingeborenen Jägervölker sich an dem Morden beteiligten und für diesen Zweck kleine Giftpfeile anfertigten, die sie auf die Affen abschossen. Es schien, als wäre das Aussterben der Guerezas nicht mehr aufzuhalten, bis schließlich — gerade noch im letzten Augenblick — die Guereza-Affen unter Naturschutz gestellt wurden.

In den Zoologischen Gärten sind Guereza-Affen sehr selten einmal und dann nur kurze Zeit gezeigt worden. Das liegt an der Ernährung dieser Tiere, die fast nur aus Blättern bestimmter, in den Bergwäldern wachsender Bäume und Büsche besteht. So fehlen also auch heute noch ausgiebige Gefangenschafts- und Freilandbeobachtungen über diese seltsamen Affen. Deshalb also will ich einen großen Teil meiner Zeit in Afrika den Guerezas widmen. Ich hoffe, ohne Gewehr ihr Vertrauen zu gewinnen und Einblick in ihr Herdenleben nehmen zu können. Ich möchte den Hordenverband studieren, beobachten wie die Mütter ihre Kinder aufziehen und sie bei der Futteraufnahme belauschen. Ich weiß, daß dieses Vorhaben nicht leicht durchzuführen ist, daß die Lichtverhältnisse im Dämmer der Bergwälder für das Photographieren ungünstig sind, aber ich setze diesen Schwierigkeiten meine große Liebe zu den Affen entgegen. Hoffentlich habe ich ein wenig Glück dabei.

Noch einige Aufzeichnungen vorm Aufbruch nach Afrika

Als ich vor zwei Jahren von einer Tierfangstation in Tanganjika (Ostafrika) eine Einladung erhielt, die Farm zu besuchen und einige Wochen am Tierfang teilzunehmen, ahnte ich nicht, daß sich dieser Plan eines Tages verwirklichen wird. Selbstverständlich hatte ich großes Interesse, das Einfangen afrikanischer Steppentiere mitzerleben und vor allem auch die Eingewöhnung der Frischfänge, ihre Zählung und Futterumstellung kennenzulernen. Außerdem hielt ich es auch für überaus wichtig, den Tagesablauf der großen Steppensäuger zu beobachten: wann sie schlafen oder ruhen, zu welcher Tageszeit sie fressen oder zur Tränke wandern, wieviel Kilometer sie dabei zurücklegen und ähnliche Fragen mehr zu klären. Die Kenntnis dieser Tatsachen ist, das wird jedem verständlich sein, für eine gute Gefangenschaftshaltung von Wildtieren im Zoologischen Garten sehr wertvoll.

So begann ich also diese Reise vorzubereiten. Dabei fand ich die großzügige Unterstützung unserer Regierung, besonders des Ministeriums für Kultur.

Eine längere Abwesenheit vom Zoo wollte ich vermeiden. Deshalb verzichtete ich auf die zwar interessante, aber langwierige Seereise und erkundigte mich nach den Flugmöglichkeiten. Ich stellte fest, daß die günstigste Flugverbindung durch eine skandinavische Fluglinie zwischen Frankfurt am Main und Nairobi besteht. Einmal in der Woche wird diese Strecke befliegen. Und welche Bedingungen waren daran geknüpft? Wichtig waren erst einmal die Impfungen. Die Einreise nach Ostafrika wird nur genehmigt, wenn der Reisende den Nachweis erbringt, daß er gegen Gelbfieber und Pocken geimpft ist. Dabei darf die Pockenimpfung nicht jünger als acht Tage und nicht älter als drei Jahre sein. Die Gelbfieberimpfung wiederum darf nicht jünger als zehn Tage und nicht älter als vier Jahre sein. Wo aber wird eine solche Impfung durchgeführt? Das Tropeninstitut in Hamburg war dafür zuständig. Also reiste ich nach Hamburg und ließ mich gegen Gelbfieber impfen. Gleichzeitig erkundigte ich mich, welches Medikament heute zur Vorbeugung und Bekämpfung der Malaria zu empfehlen ist. „Resochin“ wurde mir genannt. Dieses Malariamittel muß nicht, wie Chinin, Atebrin oder Plasmochin, täglich, sondern nur einmal in der Woche genommen werden und bietet den guten Schutz gegen dieses gefährliche Tropenfieber.

Wie aber steht es mit dem Serum gegen den Biß von Giftschlangen? Eine der gefährlichsten Giftschlangen dieses Gebietes ist die Puffotter. Gegen ihr Gift schützt auch das Serum, das für den Biß der südafrikanischen Kobra angefertigt wurde. Solches Serum ist im Zoo vorhanden, denn eine Speikobra hat mehrere Jahre im Dresdner Zoo gelebt. Wie gut ein solches Giftschlangenserum wirkt, konnten wir vor etwa drei Wochen feststellen, als eine Tierpflegerin beim Füttern der Texas-Klapperschlangen von einer dieser gefürchteten Schlangen gebissen wurde. Sofort schnürten wir oberhalb der Bißstelle den Arm ab und spritzten die entsprechende Menge des Serums in die Nähe der Bißstelle, den Rest in den Oberschenkel. Außer den heftigen Schmerzen in der Bißwunde traten keine unangenehmen Nebenerscheinungen auf. Ohne ein solches Serum ist der Biß der Texas-Klapperschlange tödlich. Also gehören zu meinem Reisegepäck auch eine Injektionsspritze, Injektionsnadeln, ein Band zum Abschnüren der Blutgefäße, ein scharfes Messer zum Aufschneiden der Wunde und das Schlangenserum.

Aber noch einige andere wichtige Medikamente umfaßt meine kleine Reiseapotheke. Da sind vor allem Schmerzmittel, Spalttabletten, ein Kohlepräparat und, man kann ja nie wissen, auch ein Puder zur Bekämpfung unliebsamer kleiner achtbeiniger Gäste im Haar.

Auch muß ich an die Kosten für die Beförderung des Fluggepäckes denken, die sehr hoch sind. Es gilt, das Gepäck so leicht wie möglich zu machen. Aber das ist leichter gesagt als getan, denn die in Metallkapseln tropfenfest verpackten Filme sind schwer, und auch die Photo- und Filmapparate haben ein ansehnliches Gewicht. So muß ich immer wieder auspacken, dies und das zurücklassen und wieder neu mit dem Einpacken beginnen.

Inzwischen ist auch das Einreisevisum beim englischen Konsulat eingetroffen. Aber es wird erst ausgeliefert, wenn ich die Rückfahrkarte vorlegen kann. Ich gehe also zum Flugbüro der SAS und löse meine Flugkarte. Dazu ist erst noch eine Rückfrage beim Flugbüro in Kopenhagen notwendig, ob in dem Flugzeug, das am 5. Juni um 13.50 Uhr in Frankfurt am Main startet, noch ein Platz in der Touristenklasse frei ist. Nach zwei

Stunden liegt die Antwort vor: der Platz ist frei und ich kann somit für dieses Flugzeug buchen lassen. Schnell vergehen die Tage. Die letzten Kisten mit Farbfilmen treffen ein. Wie soll ich das alles nur verstauen?

Schnell werden noch einige Farbfilme belichtet und entwickelt, denn ich habe mit dem neuen Farbfilm, der die hohe Empfindlichkeit von $19/10$ Din besitzt, noch nicht gearbeitet. Meine Erwartungen werden übertroffen. Die Farbaufnahmen sind tadellos geworden. Ich kann also beruhigt sein.

Auch die Pockenschutzimpfung habe ich inzwischen beim Institut für Hygiene in Dresden machen lassen. Ich erhalte in meinen internationalen Paß den Stempel und die Eintragung, daß die Pockenimpfung mit Erfolg durchgeführt worden ist.

Fast täglich bekomme ich telephonische Anrufe von Bekannten. Was soll ich nur alles von Afrika mitbringen! Ein Aquarianer möchte gern kleine Fische haben, die in den Wasserlöchern der afrikanischen Steppe vorkommen. Und wenn es nur eine Schlammprobe aus diesen Pfützen wäre, denn im Schlamm sollen die Eier der Fische liegen. Ein anderer bittet mich, die Eisenbahn zu photographieren, die zwischen Daressalam und Tambora verkehrt. Und wer nicht alles Briefe aus Afrika haben möchte! Die Briefmarkensammler bitten, daß ich möglichst viel Marken auf die Briefe klebe. Zahlreiche Bewerbungen als Reisebegleiter treffen ein.

Endlich aber ist es soweit. Die Koffer sind gepackt und wiegen 33 Kilogramm. Das sind 13 Kilogramm mehr, als ich auf meine Flugkarte frei mitnehmen darf. Aber ich weiß beim besten Willen nicht mehr, was ich noch zurücklassen soll. Die Bekleidungsstücke habe ich bis auf das Notwendigste beschränkt. Die beiden Paar Schuhe muß ich mitnehmen, und einen dicken Wollpullover benötige ich ebenfalls, denn in der Nacht kann es in Afrika empfindlich kalt werden. Vielleicht erlaubt es mir meine Zeit, den Meru zu besteigen. Die Photoutensilien nehmen so viel Platz weg, und die Teleobjektive sind besonders schwer, aber ich kann auf sie nicht verzichten. Schließlich — spät in der Nacht — ist alles gepackt. Ich habe es satt und will keine Änderung mehr treffen. Die große Reise kann beginnen.

Über schneebedeckte Alpengipfel ins sommerliche Italien

Am 4. Juni 1955.

Ich habe vor meinem Flug nach Afrika in Hannover Station gemacht, um die letzten Formalitäten zu erledigen. Noch einmal habe ich mein Reisegepäck um einige Kilo erleichtert. Manches, das ich für wichtig hielt, bleibt hier im Zoo. Filme für meine Schmalfilmkamera und für die beiden Kleinbildkameras habe ich schon als Luftfracht vorausgeschickt. Trotzdem hat mein Gepäck immer noch Übergewicht. Daß man doch immer irgend etwas vergißt. Diesmal waren es die Schnürsenkel, die ich mir noch besorgen mußte. Aber nun ist wohl alles beisammen.

Einige Stunden später sitze ich im Fern-D-Zug Helvetia, der von Hamburg nach Zürich fährt und mich nach Frankfurt am Main bringt. Es ist herrliches Wetter. Schönes deutsches Land zieht sonnenüberstrahlt vorüber. Es ist, als sollte mir der Abschied von Deutschland besonders schwer gemacht werden. Aber in Gedanken bin ich schon nicht mehr in der Heimat. Immer wieder überrasche ich mich, wie ich an Afrika denke, Pläne für die Filmarbeit mache oder meine Reiseroute überlege.

Ich werde in Afrika erwartet

Von der deutschen Farm „Momella“ kam ein Brief in Hannover an, daß ich dort Unterkunft finde und meine Beobachtungen an den Guereza-Affen machen kann. Die Farm liegt 1800 m hoch an den Hängen des Meru, eines Vulkans, dessen Kraterrand auf der Ostseite eingebrochen ist — 500 m tief —, sich auf der anderen Seite aber 4600 m hoch erhebt.

Heute habe ich auch meine prophylaktische Malariakur begonnen und zwei Tabletten Resochin geschluckt. Nach dem Abendbrot kommen noch zwei weitere Tabletten dazu.

Ich wäre gern noch nach Hamburg gefahren, dort ist gestern ein Okapi aus Afrika mit dem Flugzeug eingetroffen und steht nun einige Wochen in Hamburg in Quarantäne, ehe es seine Weiterreise nach Amerika antritt. Aber ich hatte keine Zeit mehr für diesen Abstecher, denn morgen 13.50 Uhr startet mein Flugzeug von Frankfurt am Main nach Nairobi. Das Okapi soll etwa sechs Jahre alt und männlichen Geschlechts sein. Überraschend dunkelbraun ist sein Fell, wie mir der Inspektor vom Zoo in Hannover berichtete, der sich das Tier angesehen hatte. In der nächsten Zeit werden noch andere interessante Tiere aus Afrika erwartet. Giraffen, Elefanten, Nashörner, Geparde und Zebroide, eine Kreuzung zwischen Zebra und Pferd, warten in Ostafrika auf ihren Abtransport nach Europa. Welch eine lange Reise haben diese Tiere vor sich, denn sie werden nicht mit dem Flugzeug, wie das wertvolle Okapi, sondern mit einem Schiff nach Hamburg reisen. Dabei sind die schwersten Tage auch für diese Tropentiere die Zeit der Fahrt durch das Rote Meer, wo im Sommer meist 50 Grad Hitze herrschen. Aber sie haben dann im sommerlichen Europa keine so große Umstellung durchzumachen und können sich langsam akklimatisieren. Wie bequem ist doch da der Flug, den ich vor mir habe: statt vier Wochen Seereise nur 21 Stunden im Flugzeug. Weit entfernt und doch wieder so nah ist Afrika.

Zwischen Frankfurt und Zürich

5. Juni 1955, 14.45 Uhr.

Ich sitze im Flugzeug. Alles ist programmäßig verlaufen. Die letzten Stunden in Frankfurt am Main habe ich benutzt, um meiner Frau und meinen Freunden Grüße zu senden. Jetzt aber verlasse ich Deutschland. Durch den Lautsprecher kommt eine Meldung an die Passagiere: „On the left side you can see the Bodensee.“ Da ist er schon, der Bodensee und am Horizont die teils schneebedeckten Gipfel der Alpen. Ein herrliches Bild. Schnell zieht der Bodensee unter mir dahin. Das Flugzeug macht eine Kurve, neigt sich kaum spürbar zur Seite und nimmt Kurs auf Zürich. Schon meldet sich wieder eine Stimme im Lautsprecher: „Meine Damen und Herren! In wenigen Minuten landen wir in Zürich. Wollen Sie sich bitte anschnallen und nicht rauchen.“ Schnell verliert die Maschine an Höhe. Jetzt, wo wir uns unter den Wolken befinden, schwankt sie auch ein wenig. Die Häuser unter uns nehmen an Größe zu. Zürich ist in Sicht. Schnell nähern wir uns dem Flughafen und streichen dicht über den Wipfeln der Bäume dahin. Ein kleiner Stoß, die Maschine rollt auf der Startbahn, die Propeller laufen langsam aus. Zürich ist erreicht. 50 Minuten Aufenthalt. Menschen aller Hautfarben warten auf dem Flugplatz, bis ihr Flugzeug ausgerufen wird. Schnell vergeht die Zeit und bald tönt es durch den Lautsprecher: „Passagiere der SAS in Richtung Rom—Athen—

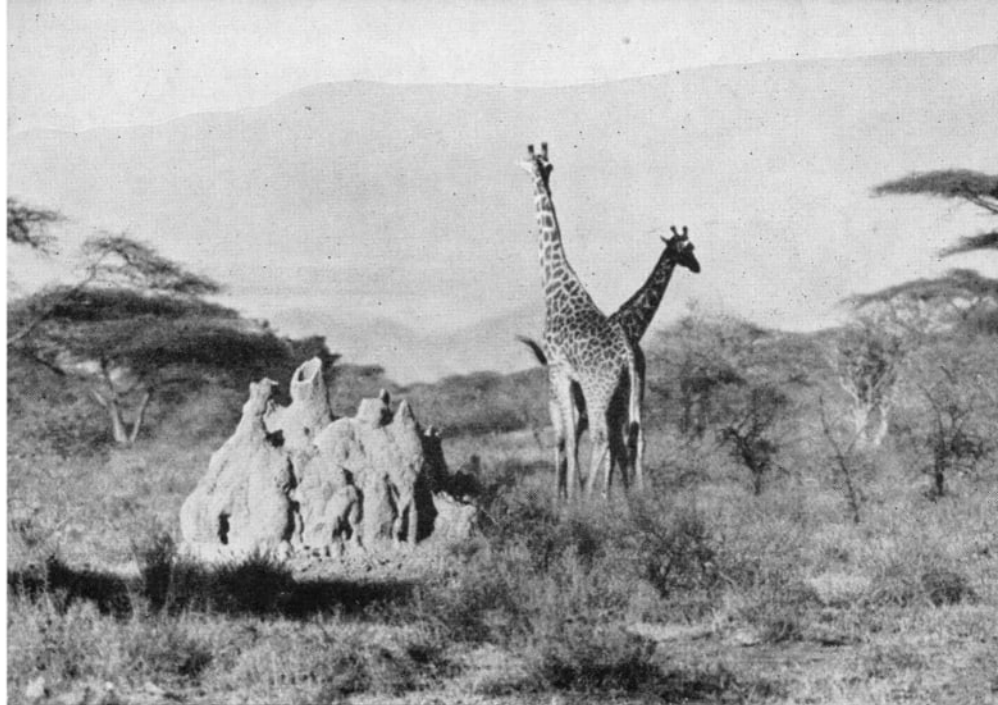


Im Licht der Äquatorsonne blitzen die silbernen Dächer der Moschee in Nairobi

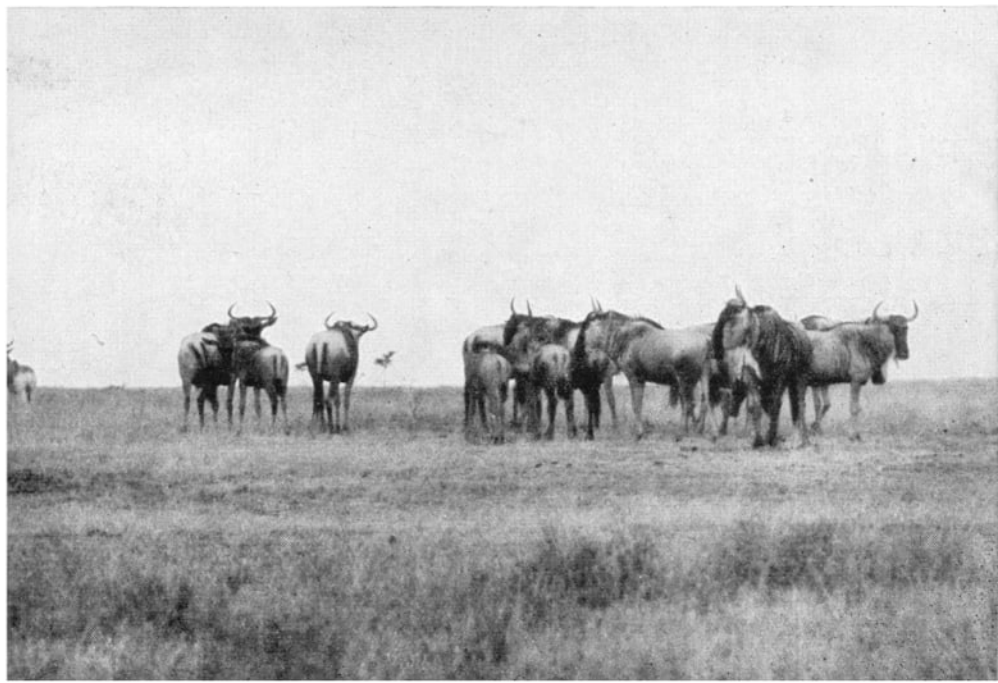


Wenige Minuten nach Sonnenaufgang landete unser Flugzeug im heißen Khartum
Die Bevölkerung von Nairobi besteht zu einem großen Teil aus Indern





Wenige Meter von der Straße entfernt, die quer durch die Steppe nach Arusha führt, stehen Giraffen und Gnus





Der Marktplatz in Arusha ist der Mittelpunkt auf dem Wege vom Kap nach Kairo

Khartum—Nairobi werden gebeten, einzusteigen.“ Die Motoren beginnen mit ihrem Lärm. Leider hat sich die Sonne hinter Wolken versteckt, und über den Alpen steht ein Gewitter. Werde ich wohl freien Blick auf die Berge haben? Lange schon habe ich mich auf diesen Flug über die Alpen gefreut. Schnell hat das Flugzeug an Höhe gewonnen und versucht, 4500 m zu erreichen. Durch die Höhenunterschiede ist ein schwacher Druck auf das Trommelfell zu spüren.

Es ist mein zweiter Flug nach 1945. Im vergangenen Jahr flog ich mit einer tschechoslowakischen Maschine zur Internationalen Konferenz der Direktoren Zoologischer Gärten nach Kopenhagen. Genau wie damals ist es auch heute: Die freundliche Bedienung durch das Flugpersonal, bequeme Sessel und äußerste Sauberkeit.

Die Maschine verfügt über 56 Sitzplätze in der Hauptkabine und Vorderkabine und über 16 Sitze in der Heckkabine. Sie entwickelt eine Höchstgeschwindigkeit von 480 km/st und fliegt mit einer Reisegeschwindigkeit von 460 km/st. 20 800 Liter Treibstoff schleppt sie mit sich, wenn die Tanks gefüllt sind. Die Besatzung besteht aus acht Mitgliedern.

5000 Meter hoch in den Wolken

Inzwischen haben wir das Alpenvorland überflogen. Die Sicht wird immer schlechter. Wir müssen uns mitten in einer Wolkenfront befinden. Hoffentlich reißt die Wolkendecke hin und wieder einmal auf. Da Verpflegung und Getränke im Flugpreis inbegriffen sind, geht die Stewardess von Sitzreihe zu Sitzreihe, um die Passagiere nach ihren Wünschen zu fragen. Es gibt belegte Brote, eisgekühlten Fruchtsaft und eine Tasse Kaffee. Gerade jetzt, wo jeder sein Tablett auf dem Schoß hat, fängt das Flugzeug an zu schwanken. Wir sind mitten in den Wolken drin. Um uns herum ist nur milchig-weißer Nebel. So muß ich wohl warten, bis der ewigblaue Himmel von Italien wirksam wird. Aber das kann noch eine knappe Stunde dauern. Der Lautsprecher meldet sich und macht darauf aufmerksam, daß wir uns 5000 Meter hoch befinden. Da reißt auch die Wolkendecke auf und schneebedeckte Berggipfel werden sichtbar. Schnell ziehen in Fetzen die Wolken darüberhin. Leider kann ich die Berge nicht identifizieren. Ich werde nach der Landung den Flugkapitän fragen. Inzwischen hat sich die Wolkendecke wieder geschlossen. Aber am Horizont sehe ich Land. Dort ist das Wolkenmeer zu Ende. Hier über den Wolken scheint die Sonne strahlend hell und spiegelt sich auf den Tragflächen des Flugzeuges wider.

Die meisten Passagiere — es sind Deutsche, Schweden, Norweger und Schweizer — lesen oder schlafen. Manche unterhalten sich und man hört verschiedene Sprachen, vorwiegend deutsch, englisch und französisch.

Wir haben die letzte Alpenkette überflogen und befinden uns bereits über dem flachen Land. Tief unten führen Straßen durch das Grüne der Felder dahin. Sie sind von hier oben aus gesehen nicht breiter als ein Streichholz. Der Flug über die Alpen hat also kaum eine Stunde gedauert. Plötzlich ist auch der Himmel blau geworden, nein blaugrün. Die Farbe ist unbeschreiblich und würde auf jedem Gemälde oder auf jeder Farbphotographie kitschig und unnatürlich wirken. Eigentlich ändert sich die Farbe dauernd. Jetzt zieht wieder eine Wolkenmasse unter uns dahin und versperrt den Blick auf die Erde.

Diese Zeilen schreibe ich während des Fluges und werde sie in Rom in den Postkasten werfen, damit sie schnell in Dresden sind. Es ist jetzt 17 Uhr, und die Ankunft in Rom ist erst für 18.05 Uhr angekündigt.

Wieder hat sich das Bild geändert. Die Wolken liegen hinter uns, und unter dem Flugzeug dehnt sich das blaue Meer. Weit und breit ist kein Schiff zu sehen. Links liegt die Stadt Nissa. Leider ist die Sicht, trotzdem die Wolken verschwunden sind, nicht klar. Ein leichter Dunst liegt über Land und Meer. Eintönig brummen die Motoren. Das Geräusch macht müde. Aber ich will jetzt nicht schlafen, sondern soviel Eindrücke wie nur möglich von dem Flug erhaschen. Zum Schlafen habe ich in der Nacht Zeit genug, während des Fluges von Athen nach Khartum, der von Mitternacht bis morgens 6 Uhr dauert.

Wenige Minuten vor Rom

Inzwischen hat die Maschine wieder an Höhe gewonnen. Man merkt es an dem Druck auf das Trommelfell. Die Fluggäste öffnen den Mund, um diesen unangenehmen Druck zu verjagen. Das Flugzeug schwankt leicht; anscheinend fliegen wir in einer stürmischen Zone. In wenigen Minuten müssen wir Rom erreichen. Manchmal glaubt man, in einem Fahrstuhl zu sitzen. Aber Luftkranke gibt es in unserer Kabine nicht.

In Italien ist schon Erntezeit. Ich bin aus dem Frühling in den Sommer geflogen. An der Tür, die zum Raum der Piloten führt, leuchtet eine Schrift auf: „No smoking“ und „Fasten seat belt“, nicht rauchen und anschnallen. Rom ist unter uns. Hell glänzen die Hochhäuser von Rom mit ihren flachen Dächern zu uns herauf. Und mitten zwischen den modernen Bauten sieht man Gebäude, die vom alten Rom erzählen. Die Maschine hat aufgesetzt. 18.05 Uhr zeigt die Uhr. Wie der Flugplan es anzeigt. Ich bin in Rom.

Rom. Die Sonne steht schon tief, als ich das Flugzeug besteige. Wie seltsam ist doch der Unterschied zwischen dem Flughafen in Rom und dem in Zürich. Nichts ist hier von dem geschäftigen Treiben zu sehen, das ich auf dem Züricher Flughafen erlebte. Dem Bodenpersonal scheint es an dem sprichwörtlichen südlichen Temperament zu mangeln. Im Flughafen selbst sind Verkaufsstände mit Reiseandenken. Für wenige Lire kann man hier schon „echten“ Schmuck erwerben. Ich mache die ersten Photos auf dieser Reise. Bereits in Rom zeigt sich die Auswirkung der Hitze. Das Klebband, das die Filmkapsel staubdicht umschließt, ist zu warm geworden und der Leim zieht lange Fäden. Wie wird das in Afrika werden! Das Flugpersonal hat gewechselt. Neue Gesichter sind an Bord, auch neue Fluggäste. Sogar zwei Säuglinge sind dabei. Eines der Kinder schreit. Die Mutter, eine Italienerin, wiegt es auf dem Arm.

Flug nach Athen

Langsam rollt die Maschine auf die Startbahn. Das Motorengeräusch wird lauter, der Flug nach Athen beginnt. Wenige Minuten nach dem Start liegt bereits die Adria unter uns. Violett ist ihre Farbe. Ganz schwach kann man auch die Wellen erkennen, und der weiße, sich ständig wandelnde Rand an der Küste zeigt die Brandung an. Es geht immer an der Küste entlang in den Abend hinein. Die Stewardess gibt Zeitschriften und Zigaretten an die Passagiere aus. Die Vorbereitungen für das Abendessen sind im Gange. In dreieinhalb Stunden werden wir in Athen landen, und zum letzten Male werde ich vor der Safari auf europäischem Boden stehen.

Bereits eine halbe Stunde nach dem Abflug von Rom kam die Nacht. Groß stand der Mond am Himmel. Aus den Motoren dringt ein glühendes Leuchten. So fliegen wir nun schon zwei Stunden in der Dunkelheit. Nur

über dem Horizont ist ein zarter grauer Schimmer zu erkennen. Ein paar Sterne leuchten schwach am Himmel. Die Wärme in der Kabine hat nicht nachgelassen, weshalb ich mir auch hin und wieder durch den Luftstrahler, der an der Kabinenwand angebracht ist, frische Luft zublasen lasse. Morgen in Khartum wird es noch wärmer sein. An die Hitze muß ich mich wohl nun für die nächsten Monate gewöhnen.

Das Flugpersonal hatte alle Hände voll zu tun. Das Abendbrot wird ausgegeben. Im Anschluß daran wird Kaffee gereicht. Welch ein internationales Getränk. Werde ich in Afrika den Kaffee wachsen sehen? Die Passagiere machen es sich bequem. Eine rege Unterhaltung ist im Gange. Das Kind beteiligt sich auch wieder daran — auf seine Art. Eine halbe Stunde schreit es, dann schläft der kleine Erdenbürger, 4500 Meter hoch in der Luft, ein. Aus der Dunkelheit taucht eine Stunde später ein Lichtmeer auf. Viele tausend Lichtkleckse funkeln, kommen näher und formen sich zu Straßenzügen, Lichtreklamen. Der Lautsprecher gibt bekannt: „In wenigen Minuten landen wir in Athen.“ Was denn — jetzt schon, es ist doch erst 22 Uhr und nicht 23 Uhr, wie der Flugplan vorsieht! Aber da fällt es mir ein, daß wir die mitteleuropäische Zeit weit hinter uns gelassen haben. Man hat mir eine Stunde meines Lebens gestohlen und ich muß meine Uhr eine Stunde vorstellen. Aber auf dem Heimflug werde ich diese Stunde zurückbekommen.

Fünzig Minuten Aufenthalt in Athen. In den Verkaufsständen steher moderne griechische Vasen auf alt gemacht. Der Kitsch kennt doch in der Produktion von Andenken keine Grenzen. Eine kleine schwarzhaarige Griechin bringt uns Orangensaft, eisgekühlt. Vor dem Flughafengebäude steht ein griechischer Polizist. Er spricht mit zwei Deutschen, wohl die einzigen, die sich außer mir noch in der Maschine befinden, und versucht ihnen klarzumachen, daß er schon einmal in Deutschland war. Es ist nicht leicht zu verstehen, was er meint, denn er spricht englisch, griechisch und deutsch zu gleicher Zeit. Aber als es ihm trotzdem gelingt, strahlt er über das ganze Gesicht, nimmt Haltung ein und reicht zum Abschied die Hand. Dann ist es schon wieder Zeit, einzusteigen. Die Motoren summen, brausen, lärmern. Der Nachtflug über sechs Stunden nach Khartum beginnt. Decken werden ausgeteilt. Wer wird sie benutzen? Es ist doch so heiß im Flugzeug. Auch ich will etwas schlafen, damit ich morgen wieder frisch bin und die neuen Eindrücke, die der Schwarze Erdteil vermitteln wird, aufnehmen kann.

Zwischen Wolken und Wüste

6. Juni 1955, 5.10 Uhr.

Soeben ist die Sonne über Afrika aufgegangen. Noch liegt das Land im Dunkeln, aber in 4500 m Höhe ist Tag. Bereits seit 4 Uhr verfolge ich den Kampf des kommenden Tages mit der Nacht. Unbeschreiblich ist die Pracht der Farben am Horizont. Es begann mit einem Graublau, ging dann sanft in ein kräftiges Orangerot über, das sich immer mehr lichtete zu einem Hellgelb mit goldigem Glanz. Gleichzeitig färbte sich der Himmel lichtblau und die Sterne verblissen immer mehr, bis sie ganz vom Sonnenlicht verschluckt sind. Das war ein unbeschreiblich schönes Erlebnis. Inzwischen werden auch die anderen Passagiere munter, denn die Sonne scheint direkt in die Kabine herein.

Unter uns im Dämmer liegt die Erde. Ich kann Wälder, weite Flächen und kleine Wasserläufe erkennen. Das Flugzeug schaukelt und weckt damit auch die letzten Fluggäste. Immer mehr bockt das Flugzeug, steigt und

fällt abwechselnd. Afrika empfängt uns mit schlechtem Wetter. Wolken jagen über uns hinweg. Unter uns ist wieder Wüste. Khartum kann nicht mehr fern sein. Noch etwa 20 Flugminuten. Schon bald setzt das Flugzeug zur Landung an. Immer größer werden die Eingeborenenhütten unter uns, Häuser tauchen auf — Khartum ist erreicht. Donnerwetter, ist hier eine Hitze! Vor wenigen Minuten ist die Sonne aufgegangen, und schon brennt sie wie bei uns im Hochsommer. Wie mag das erst zur Mittagszeit sein. Eingeborene bedienen uns. Sie tragen weiße Gewänder mit roten oder grünen Schärpen und einen Turban auf dem Kopf. Hier wird gefrühstückt. Grape-fruit-Saft, süße Brötchen, Butter und Kaffee. Die Butter wird auf Eis serviert, das aber in wenigen Minuten zerschmolzen ist. Der Kaffee schmeckt fürchterlich; da ist der sächsische „Bliemchenkaffee“ ein Genuß dagegen. Hier wird halb Kaffee, halb Milch eingeschenkt. Rührei mit Schinken wird auch serviert. Was tut es, daß ich im Rührei ein langes schwarzes Haar finde. Das darf man hier nicht so genau nehmen. Wohltuend ist der lauwarme Wind, den die großen Ventilatoren, die an der Decke des Gastraumes angebracht sind, erzeugen. Ich betrachte die Eingeborenen etwas genauer. Es sind Sudan-Neger dabei, in Polizeitracht. Einer trägt eine wulstige Schmucknarbe senkrecht mitten auf der Stirn. Die wird man ihm, als er noch in seinem Heimatdorf war, beim Fest der Mannbarkeit angebracht haben. Eine kleine, vollschlanke Sudan-Negerin, in hauchdünnen, hellblauen Stoff gewickelt, mit einem dicken Kassabuch unter dem Arm, tritt ein. Wahrscheinlich ist sie die Buchhalterin. Auch hier kann man wieder Andenken kaufen: Taschen, aus dem Fell von Leoparden gefertigt, Schnitzereien nach Eingeborenenart, bunte Stoffe. Der Aufenthalt ist hier nur kurz, 40 Minuten. Dann beginnt die letzte Etappe. Ich werde in Zukunft nicht mehr ohne Hut gehen. Die Sonne sticht wahn-sinnig. Das Flugzeug rollt auf der Startbahn an und erhebt sich schnell. Weite Ebene, eckige Häuser mit flachen Dächern, kaum ein Baum. In viereinhalb Stunden wollen wir in Nairobi landen. Dort soll es kühler sein — denn der Name Nairobi bedeutet ja „kühl“. Aber diese Begriffe sind wohl sehr relativ. Dunst liegt über dem Land, in dessen braungelbe Flächen sich jetzt immer mehr grüne einschieben.

Kilimandscharo - Ziel meiner Wünsche

Ich habe Farbaufnahmen gemacht. Der Belichtungsmesser schlägt weit aus und gestattet kurze Belichtungszeiten und kleine Blenden. Wird mein Filmmaterial die Hitze vertragen? Hoffentlich. Bevor wir in Khartum landeten, sind wir über den Nil geflogen. Silber glänzte er zu uns herauf. Große Inseln lagen im Strom und Palmenhaine standen an seinen Ufern. Jetzt aber ist weit und breit kein Wasser zu sehen. Die Jacken sind längst ausgezogen und die Krawatten abgelegt. Zum Kabinenfenster scheint die Sonne herein. Vor uns türmen sich blendend weiße Wolken auf. Wie ein hohes, schneebedecktes Gebirge sehen sie aus. Zwei Stunden versperrten sie die Sicht, dann aber reißt die Wolkendecke auf und weite Steppen liegen unter mir, von Flüssen zerschnitten. Das Ziel ist erreicht: Ostafrikas wilde Steppen. Ich bereite mich auf die Landung vor. Werde ich wohl meine Photo- und Filmapparate unverzollt einführen dürfen? Wird man Verständnis dafür haben, daß ich über hundert Filmspulen bei mir führe. Der Rudolfsee wird im Osten sichtbar. Langgestreckt liegt er da, von Steppen eingerahmt. Viele Flüsse ziehen zu ihm hin, aber sie führen kein Wasser, sind nur als gelbe gewundene Linien zu erkennen. Das Land wird abwechslungsreicher. Tafelberge treten auf. Über ihnen ziehen Wolken in

kleinen Flocken dahin. In dieser Jahreszeit wartet das trockene Land vergeblich auf Regen. Denn Feuchtigkeit bringen diese kleinen Wölkchen nicht. Ein lustiger Anblick diese kleinen weißen Tupfen über dem braungelben Land. Jetzt kann man die Flüsse besser erkennen, denn sie werden von einem dunkelgrünen Waldsaum begleitet, die Galeriewälder zu beiden Seiten der Flüsse. Über wieviel Zebras Antilopen, Giraffen und Elefanten mögen wir wohl jetzt dahinfliegen. Wir sind zu hoch, um das Wild erkennen zu können. Jetzt ist auch die Steppe nicht mehr so kahl. Viele grüne Tupfen stehen in dem Gelb: kleine Baumgruppen. Wälder kann ich nur an den Hängen der tiefeingeschnittenen Flußtäler erkennen. Ein dünner roter Strich zieht sich durch die Steppe. Das ist eine Straße. Sie führt zu einer Siedlung, denn die kleinen weißglänzenden Flächen können nur Dächer sein. Eine Farm also. Dort brennt auch die Steppe. Dicke graue Schwaden steigen auf. Nein, nicht die Steppe, der Wald brennt. Wahrscheinlich wird dort unten neues Land fruchtbar gemacht. Aber schon liegt die Farm wieder hinter uns. Das Flugzeug schwankt und fällt — im nächsten Augenblick steigt es wieder. Ein komisches Gefühl ist das. Kein Wunder, wenn manche das Fliegen nicht vertragen. Wir fliegen über der Straße. Wieder eine Farm und noch eine, die Steppe wird kultivierter. Dann ein kleiner See. Am Horizont taucht ein Gebirge auf. Unter uns brennt es wieder. Diesmal ist es aber die Steppe. Schnell frißt sich das Feuer vorwärts. Die Maschine ändert ihren Kurs, es geht nach Osten und zur Erde hinab. Im Westen taucht der Kilimandscharo auf. Hoch über die Wolken hinaus erhebt er seinen schneebedeckten Gipfel. Das ist ein Erlebnis für alle Passagiere, das Wahrzeichen Ostafrikas. Wie habe ich mich auf diesen Augenblick gefreut, wie habe ich ihn herbeigesehnt. Jetzt ist mein Kindheitstraum Wirklichkeit geworden. Ich möchte jubeln vor Freude. Das Flugzeug landet. Nairobi ist erreicht. Der Flughafen ist klein. Namentlich werden die Passagiere aufgerufen und am Zoll abgefertigt. Ich werde gefragt, was ich in Afrika will. Als ich dem Zollbeamten sage, daß ich Zoodirektor bin und Tiere filmen und photographieren will, verzichtet er auf eine Gepäckkontrolle und macht einen blauen Kreidestrich auf meinen Koffer. Ich bin entlassen. Die Safari kann beginnen.

In den Straßen von Nairobi

Ich bin mit einem Taxi zu Torrs Hotel in Nairobi gefahren, wo ich auch ein Zimmer bekommen habe. Da ich mich nicht lange in Nairobi aufhalten will und schon morgen nach Arusha fahre, gehe ich gleich in die Stadt. Als ich wieder in die Hotelhalle komme, glaube ich meinen Augen kaum zu trauen, denn am Portierschalter steht ein mir vom Internationalen Verband der Zoodirektoren bekannter Zoodirektor aus Italien. Wie klein ist doch die Welt. Wir schütteln uns die Hand und verabreden uns zum Abendessen. Mit geladener Kamera geht es nun zur Stadt. Ich kaufe meine Fahrkarten für den Bus nach Arusha. Als ich aber mit englischem Geld bezahlen will, zieht der Inder die Stirne kraus, ostafrikanisches Geld will er, ostafrikanische Schillinge. Die aber habe ich nicht. Mit einigen guten Worten nimmt er das Geld an. Dasselbe passiert mir noch einmal auf der Post, als ich ein Telegramm aufgeben will. Der Postbeamte läßt sich nicht erweichen. „East Africa money“ will er. Also schnell zur Bank — die aber ist schon geschlossen und in der großen Halle spielen die Bankbeamten — es sind Inder — Tischtennis. Also kann ich meiner Familie erst morgen von Arusha aus Nachricht geben.

Schöne Inderinnen und schwarze Kellner

Langsam spaziere ich durch die Straßen. Es ist keinesfalls heiß — wie ich befürchtet hatte. In Khartum war es um 7 Uhr wärmer als hier in Nairobi um 14 Uhr. Es weht sogar ein angenehm kühler Wind. Weiße sieht man nur wenig auf den Straßen, dafür aber Neger aller Farbabstufungen, vom Vollmilchschokoladenbraun bis zum Blauschwarz und dazwischen immer wieder Inder. Die meisten Inder tragen einen Turban und haben einen langen Vollbart. Die indischen Frauen haben sich mitten auf die Stirn einen Punkt gemalt. Sie sind schlank und die meisten sehr schön. In leichten Sandalen schreiten sie federnden Schrittes dahin. Viele tragen ihre Kinder auf der Hüfte. Manche Mütter sind selbst noch ein Kind. Knallige Farben sind auf den Kleidern der Negerfrauen zu finden. Sie können es anscheinend gar nicht bunt genug bekommen, während ihre Männer in kurzen Hosen und teils mit durchlöcherter, teils auch mit gestopftem Hemd neben ihnen herlaufen. Die Hemden werden über die Hosen gezogen, so daß man zuerst glaubt, sie hätten überhaupt nur das Hemd an.

Bald sehe ich keinen Europäer mehr. Ich bin im Eingeborenenviertel. Ladengeschäft drängt sich an Ladengeschäft, und überall sind die Inhaber Inder. Sie scheinen gute Geschäfte zu machen, denn überall in den Läden stehen Neger und suchen Stoffe, Schuhe oder andere Waren aus. Nur der Friseur sitzt gelangweilt vor seinem „Salon“ und schaut dem Straßenleben zu. Die Negerfrauen tragen ihre Kinder in ein Tuch eingewickelt auf dem Rücken. Das Köpfchen der kleinen schwarzen Babys nickt bei jedem Schritt der Mutter auf und ab. Aber es schläft trotzdem. Ich habe kein schreiendes Negerkind gesehen. Manche Mütter tragen außerdem noch den Einkaufskorb auf dem Kopf. Unter einer großen Palme hat ein alter Inder mit langem weißen Bart auf einer großen Decke Obst und Gemüse ausgelegt und wartet auf seine Kunden. Erdbeeren, Blumenkohl und Gurken bietet er an. Auf den Fahrstraßen fährt ein Auto hinter dem anderen. Der schwarze Verkehrspolizist hat viel zu tun. Da lerne ich auch die erste Gefahr Afrikas kennen: man kann nämlich leicht vom Auto überfahren werden, wenn man nicht gut aufpaßt und wenn man — wie ich — nicht daran denkt, daß in Ostafrika links gefahren wird. Daran muß ich mich wahrhaftig erst gewöhnen. Man muß sich überhaupt an sehr vieles gewöhnen.

Ich trinke „Nummer 11“

Hier einige kleine Tips für Afrikareisende: Man soll sein Geld und seine Wertgegenstände immer bei sich führen, denn im Hotel — auch im besten — wird gestohlen. Das sagt der Portier jedem Hotelgast. Man muß sich auch daran gewöhnen, daß der Luxus nur Schein ist. Die Sauberkeit ist nur äußerlich. Auch im besten Hotel bohrt der Kellner sich in der Nase oder schneuzt einmal zwischen den Fingern hindurch. Lächelnd bringt er dann das Essen, das übrigens gleich im Hotelpreis inbegriffen ist. Das Bedienungspersonal geht barfuß. Englisch verstehen sie kein Wort. Man braucht nur die Speisenummer zu sagen, dann bringt der schwarze Kellner schon das Richtige. Wie die Speise aber genannt wird, weiß er nicht. Ich bestellte Kaffee. Der Kellner schaute mich fragend an. Ich zeige auf die Karte. „Ah elf!“ Nummer 11 war eben Kaffee, das kannte er. Der Gast wollte eben Nr. 11 trinken. Man muß sich auch daran gewöhnen, daß auf den Straßen Papier und Abfälle aller Art herumliegen,

besonders auf den kleinen Nebenstraßen. Und vor allem muß man wissen, daß in jedem Hotel, ob man will oder nicht, morgens 6 Uhr geweckt und der Tee serviert wird. Will man am nächsten Tag abreisen, so muß man bereits am Tag vorher bis 20 Uhr bezahlen. Es könnte sein, daß morgens niemand da ist, der das Geld abnimmt. Man muß also sehr viel wissen, wenn man in einer afrikanischen Großstadt ist.

Während ich diese Zeilen schreibe — ich sitze in meinem Zimmer, 4. Stock, mit großem Balkon, der rings um das Hotel geht —, klopft es. Der Zimmerboy kommt herein. Er hat eine große Flitspritze in der Hand. Er knüpft das Moskitonetz, das in einem Knoten geschlungen über dem Bett hängt, auf, und dann geht's los. Mit offensichtlichem Vergnügen verspritzt er bald einen halben Liter Mückenbekämpfungsmittel im Zimmer, besonders aber auf das Moskitonetz. Es stinkt fürchterlich. Auch daran muß man sich gewöhnen. Aber das ist nun so und wird auch jeden Tag wieder so gemacht — mag kommen was will. Auf dem Gang, der im Halbdunkel liegt, sitzt ein Neger. Ich habe ihn selbst zuerst gar nicht gesehen, nur sein weißes Tuch, das er trägt. Er sitzt die ganze Nacht dort.

Eine gespannte Atmosphäre

Aber verlassen wir noch einmal das Hotel und gehen wieder in die Stadt. Der Verkehr hat zugenommen. Schwarze Arbeiter werden auf Lastkraftwagen, beschützt durch Eingeborenenpolizei, die mit Maschinenpistolen bewaffnet ist — zu ihren Wohnungen außerhalb der Stadt gefahren.

Überall auf den Straßen begegne ich Indern. Sie sind unwahrscheinlich zahlreich in Nairobi und wie man sagt in ganz Ostafrika vertreten. Viele von ihnen sind offensichtlich sehr wohlhabend und gehen in tadelloser Kleidung. Vor einem Kino — es wird ein Abenteuerfilm amerikanischer Herkunft gespielt — drängen sich die Eingeborenen. Sie stehen sogar Schlange, um eine Karte zu kaufen. Also auch in Afrika steht man Schlange. Ob es wohl sehr nützlich ist, wenn die Eingeborenen im Film sehen, was für schlechte Menschen es unter den Weißen gibt? Ich weiß, das ist ein altes Problem, das in jedem Reisebuch angeschnitten wird. Aber auf diesen Gedanken muß man kommen, wenn man die lange Schlange schwarzer Menschen sieht. Ein Neger, dem ein Fuß fehlt, kommt vorbeigehumpelt. Als Krücken benutzt er einen langen Knüppel, den er schräg hält. Eine Prothese wäre doch leicht anzubringen. Aber dazu gehört Geld, und das haben erst einmal die Inder in Nairobi. Man wundert sich, wie wenig Weiße man antrifft. Nur an der Hauptstraße, die in der Mitte einen Grünstreifen trägt, sieht man hin und wieder auch Europäer, waschechte Afrikaner in Khakikleidung und Gäste aus Europa im modernen Anzug. Ich habe auch noch meinen Reiseanzug an, denn zum Umkleiden war wenig Zeit, weil ich doch photographieren möchte. Ich habe zwei Farbfilme heruntergeknipst. Es ist gar nicht leicht, die Menschen hier zu photographieren. Wenn sie nämlich sehen, daß das Auge der Kamera auf sie gerichtet ist, dann verschwinden sie schnell. Also gebrauche ich eine kleine List. Ich schaue interessiert nach einer ganz anderen Richtung, und plötzlich fahre ich herum und fange das im Bilde ein, was ich mir vorher ausgesucht habe.

Ich habe mein Teleobjektiv angeschraubt, da weiß niemand, wen ich mir aus dem Gedränge der farbigen Menschen herauspicke. Dafür aber falle ich auf. Jeder schaut auf meine Kamera und auf das lange Objektiv. So etwas scheint in Nairobi selten zu sein. Viele lachen und machen wahrscheinlich dumme Bemerkungen, die ich nicht verstehen kann, denn hier

wird Kisuaheli gesprochen. Nur nicht aus der Ruhe bringen lassen. Am Bordstein sitzt ein schwarzer Bettler und streckt jedem die Hand hin. Wenige geben etwas. Meist sind es Neger.

Erste Nacht unter dem Moskitonetz

So wie die Menschen verschiedener Herkunft sind, aus ganz Afrika, ja aus der ganzen Welt zusammengewürfelt, so ist auch die Stadt ein seltsames Durcheinander verschiedener Baustile. Hochhäuser neben Holzschuppen, mächtige Steinbauten neben Wellblechhütten. Es wird auch gebaut. Ja sogar an mehreren Stellen der Stadt. Die Maurer sind Neger, die Poliere und Bauunternehmer sind Inder. Und wo sitzen denn die Weißen? Wohl zu 90 Prozent auf ihren Farmen außerhalb der Stadt, die restlichen 10 Prozent verteilen sich auf das Personal der Reisebüros, Kaufhäuser, Banken und Hotels.

Morgen früh 9 Uhr fährt der Bus nach Arusha. Er soll durch eine wilde reiche Steppe fahren. Nachmittags gegen 16 Uhr sollen wir in Arusha eintreffen — vorausgesetzt, daß wir keine Panne haben; aber das wollen wir doch nicht hoffen. — Also bis morgen. Jetzt krieche ich unter mein Moskitonetz. Draußen vor der Tür wacht ein Neger für einen weißen Gast, der die erste Nacht auf afrikanischem Boden schläft.

Im Bergwald des Meru

10. Juni 1955, auf der Farm Momella.

Ich bin im Bergwald des Meru, in 1800 m Höhe auf der Farm Momella angelangt. Das erste Ziel meiner Safari ist erreicht: der Wald der Colobus-Affen (Guereza-Affen).

Von Nairobi bin ich am 7. Juni, 9 Uhr, mit einem Autobus nach Arusha gefahren. Schon wenige Kilometer hinter Nairobi sah ich die ersten großen Steppentiere. Gnus ästen in kleinen Herden von 15 bis 25 Stück am Rande der Straße und ließen sich durch den vorbeifahrenden Bus nicht stören. Bald tauchten auch Strauße, Thomson-Gazellen und Grantgazellen auf... Wir fuhren in das Massai-Reservat, wo die bekannten Löwenjäger der afrikanischen Steppe, die schönen, schlanken, schmalköpfigen Massai, ein Zufluchtgebiet gefunden haben. Wenn man sie an der Straße trifft, tragen sie meist ein braunes Tuch, das sie um den Körper geschlungen haben, denn es ist ihnen verboten, in der Nähe der Straße nackt zu gehen. Aber diese Bekleidung bedeckt kaum die Körperteile, die selbst beim gewagtesten Badeanzug verborgen sind. Ebensogut könnten sie einen Hut aufsetzen, um damit der Forderung, bekleidet zu sein, Genüge zu tun. Die erste Station, die der Bus macht, ist ein modernes Massaidorf an der Straße. Hier ist auch eine Tankstelle, ein Restaurant, und man höre und staune — ein Hotel. Jedenfalls steht dieses Wort „Hotel“ an einem Wellblechschuppen, der kaum höher als ein Hühnerstall ist. Lieber möchte ich unter freiem Himmel schlafen als in dieser Bude.

Giraffen vorm Bus

Um den Bus herum stehen einige Massaifrauen. Sie tragen in den Ohren große Ringe aus bunten Perlen zusammengefügt. Die Männer haben Holzpföcke in den Ohrläppchen. Der Erfolg ist, daß die Ohrläppchen weit gedehnt werden und bei manchen bis auf die Schultern herabhängen. Als



Bananenverkäufer in Arusha



Inderläden säumen die Straßen von Arusha — Tanzend ziehen geschmückte Waruscha-Mädchen durch die Stadt





**Die Waruscha-Frauen tragen ihre Lasten auf dem Kopf zum Eingeborenenmarkt
Wenige Kilometer vor der Stadt begegnen wir einem Waruscha-Mann, der zu einem
Hochzeitsfest geht**





Die letzten Tage vor dem Beschneidungsfest bemalen sich die Waruscha-Mädchen ihr Gesicht mit weißer Farbe

ich die Frauen photographieren will, rennen sie ängstlich schreiend davon, und die Männer gehen hinter dem Bus in Deckung. Es scheint in Afrika leichter zu sein, einen Elefanten zu photographieren als Eingeborene.

Bald sind die 10 Minuten Pause, die für diese Station vorgesehen sind, vorüber. Es geht weiter in Richtung Arusha. Bereits wenige Kilometer hinter dem Massaidorf müssen wir wieder halten. Impfkontrolle! Ein eingeborener Polizist prüft die Impfpässe der Fahrgäste. Eine indische Familie kann den Impfnachweis nicht erbringen. Mann, Frau und Kind müssen deshalb aussteigen. Sie verschwinden in einem Zelt, das am Straßenrand aufgeschlagen ist. Das Kind, ein Mädchen von etwa drei Jahren, schreit furchtbar. Der Neger hat die Impfung durchgeführt, und mit gültigen Impfscheinen in der Hand besteigen die Inder wieder den Bus. Ich bin sehr froh, daß ich meine Impfung ordnungsgemäß noch in Deutschland hatte vornehmen lassen, denn viel Zutrauen zu der Impfkunst und der Hygiene im Zelt am Straßenrand habe ich nicht. Um 14 Uhr fahren wir unter dem Schlagbaum, der die Grenze zwischen Kenia und Tanganjika bezeichnet, hindurch. Eine Paßkontrolle findet hier nicht statt. Die Steppe ist jetzt reicher an Büschen und Bäumen und wandelt sich langsam zur Obstbaumsteppe. Am Horizont liegt in Wolken eingehüllt der Kilimandscharo. Nur manchmal wird ein kleines Stück seines schneebedeckten Gipfels für einige Minuten sichtbar. Ebenfalls von Wolken bedeckt ist der Meru, das erste Ziel meiner Reise. An seinen Hängen liegt die Tierfangstation, die ich aufsuchen will, und auf der Ostseite ist das Gebiet der schönsten Affen der Welt, der Guerezas.

Während ich noch hinüber zum Meru schaue, werden plötzlich Stimmen im Bus laut. Da — wenige Meter von der Straße entfernt — stehen vier große Giraffen. Interessiert blicken sie auf den Bus. Im Hintergrund stolziert ein Straußenhahn mit seinen beiden Hennen durch den Busch. Langsam nimmt der Baumbestand der Steppe ab und schließlich dehnt sich wieder beiderseits der Straße kahle Graslandschaft. Staubwolken weit draußen in der Steppe zeigen an, wo ein Massai seine Rinderherden weiden läßt. Immer häufiger kann man jetzt Massais mit ihren Vieherden, mit Ziegen, Schafen und Rindern sehen. Maisfelder treten an die Straße heran. Häuser und Hütten, Gärten mit bunten Blumen, Läden und Tankstellen, Banken und Hotels tauchen auf, Arusha ist erreicht. Die Uhr zeigt 15.30 Uhr.

Ich wohne mit „Koko“

Es gibt hier keinen langen Aufenthalt. Ich werde bereits von Dr. Ernst erwartet und mit dem Auto zur Tierfangstation am Meru gebracht. Hier will ich zwei Tage bleiben, die notwendigsten Vorbereitungen für meinen Aufenthalt im Guereza-Urwald treffen und die Termine für den Tierfang vereinbaren. Die Tierfangstation ist im Aufbau. Vor dem Wohnhaus liegt an einer langen Kette ein Gepard. Er ist noch jung und soll ganz zahm gemacht werden. „Koko“, so wird er genannt, knurrt mich an, als ich mich ihm nähere. Er wird mein Zimmergefährte sein, denn in dem Raum, der mir als Logis zugewiesen wird, hat er bisher geschlafen. Ich denke, daß wir uns mit der Zeit auch ganz gut vertragen werden. Vor dem Haus befinden sich einige Gehege und Stallungen. Sie beherbergen vier junge Elefanten, vier Giraffen, drei Spitzmaul-Nashörner, zwei weiße Nashörner, sechs Zebras, zwei Gnus, zwei junge Strauße, zwei Trappen und eine Zwergantilope. Ich fühle mich hier wie zu Hause im Zoologi-

schen Garten. Neger sind als Tierpfleger beschäftigt. Hinter der Farm steigt der Meru auf. Seine Hänge sind mit dichtem Urwald bedeckt. „Nächste Woche fangen wir Giraffen, wollen Sie das miterleben?“ fragt mich Dr. Ernst, der als Zoologe die gefangenen Tiere betreut und den Aufbau der Station leitet. Ich sage gern zu. Dann machen wir einen Terminplan. Während meines zweitägigen Aufenthaltes will ich die Post erledigen und meine Berichte nach Deutschland schicken.

Am 9. Juni wird mich der Zoologe Dr. Ernst nach Momella bringen. Dort will ich zehn Tage bleiben und Guereza-Affen beobachten, wenn möglich filmen und photographieren. Dann kehre ich wieder zur Tierfangstation zurück und gehe mit auf Giraffenfang.

In den Vormittagsstunden kommt ein Massai und berichtet, daß er in seinem Maisfeld Meerkatzen gefangen hat. Die Affen machen dort viel Schaden und werden deshalb in Kastenfallen gefangen. Früher haben die Massai die Affen nach dem Fang erschlagen. Seitdem die Tierfangstation besteht, liefern sie die Tiere ab und erhalten dafür einige Schilling. Die Affen müssen sofort abgeholt werden. Wir setzen uns in einen Spezialwagen, der so gebaut ist, daß er auch auf sehr schlechten Straßen fahren kann, und los geht's. Der Wagen schaukelt hin und her, denn die Wege sind vom Wasser ausgewaschen und haben Schlaglöcher, in denen andere Autos sofort die Achsen brechen würden. Bald müssen wir auch diese Wege verlassen und quer durch die Steppe fahren. Immer höher geht es hinauf, denn das Massaidorf liegt über 2000 m hoch. Mitunter steht der Wagen so schief, daß ich befürchte, er könnte sich überschlagen. Es ist unbeschreiblich, was er leisten muß. Er kracht in allen Fugen. Schließlich wird der Hang so steil, daß wir keine Möglichkeit sehen, weiterzukommen. Der Massai sagt uns, wie wir fahren sollen. „Hier fahren immer die Autos“, sagt er und zeigt den Berg hinauf. Wir lachen! Denn hier ist bestimmt noch nie ein Auto gefahren. Aber es hilft nichts, wir müssen es wagen. Der Wagen neigt sich bedenklich zur Seite. Wenn er jetzt kippt, ist kaum noch an eine Rettung zu denken. Er würde den Berg hinabrollen. Der Massai hat gut reden. Er sitzt hinten auf der Ladefläche und kann bei Gefahr abspringen. Aber es geht noch einmal gut. Wir erreichen die Höhe.

Massai rennen davon!

Die Massaikinder kommen in Scharen gelaufen, lachen und schwatzen durcheinander und starren uns an. Als ich sie photographieren will, laufen sie schreiend davon. Ich muß eine List gebrauchen. Vorsichtig kommen die Kinder wieder heran. Ihnen läuft allen die Nase, denn Taschentücher kennen sie nicht. Es wird entweder durch die Finger geschneuzt oder mit dem Handrücken die Nase gewischt. Ich winke einen etwa sechsjährigen Jungen zu mir heran und lasse ihn durch den Sucher meiner Kamera schauen. Vorsichtig, immer mich beobachtend, kommt er näher. Überrascht schreit er auf. Er hat im Sucher seine Spielgefährten gesehen. Jetzt haben auch die anderen Mut gefaßt und drängen sich um den Apparat. Alle wollen sie einmal durchschauen. Ich stelle die Entfernung und die Blende ein, richte das Objektiv auf die anderen Kinder und wenn eines durchschaut, löse ich aus. Sie merken auf diese Weise nicht, daß sie photographiert werden. Dann gehen wir zum Dorf hinunter. Zwölf Meerkatzen sitzen dicht aneinandergedrängt in einer Kiste. Dr. Ernst läßt die Fracht zum Auto tragen.

Mensch und Tier in einer Hütte

Während sich die Massai einigen, wer diese Arbeit übernehmen soll, krieche ich in eine Hütte hinein. Es ist stockfinster. Ich kann niemand erkennen, merke aber an den Stimmen, daß Menschen drin sein müssen. In der Mitte schwelt ein Feuer. Plötzlich kommt eine Hand aus dem Dunkeln und reicht mir einen kleinen Hocker, auf den ich mich setze. Ein alter Mann mit tiefen Falten und Runzeln im Gesicht kommt zum Eingang und lacht mich an. Die Massai sind ein fröhliches Völkchen. Sie lachen immer. Der Alte spricht auf mich ein. Ich verstehe kein Wort. Ich sage ihm einige Liebenswürdigkeiten in deutscher Sprache, die er nicht versteht. Wir unterhalten uns auf diese Art wunderbar. Dann kommt eine Frau aus der Dunkelheit zum Eingang. „Mami“, sagt der Alte. Aha — das ist also die „Mami“. Ich lache die „Mami“ an. Sie geht wieder in das Innere der Hütte zurück und holt ein Paket. Aus Tüchern wickelt sie einen Säugling heraus, der höchstens vier Wochen alt sein kann und ganz hellbraun, fast rosa ist. Die Massaikinder haben in den ersten Monaten ihres Erdendaseins alle eine helle Hautfarbe. Ich bewundere den kleinen Kerl und deute der Mutti mit Gebärden an, daß es ein schönes Kind ist. Sie lacht. Weiße Zähne werden sichtbar. Wie kann das Kind in dieser rauchigen Luft nur gedeihen. Die Kindersterblichkeit soll sehr hoch sein, sagt mir Dr. Ernst. Der Alte zeigt auf das Kind und streckt mir sechs Finger entgegen. Er ist also der stolze Vater von sechs Kindern. Dann muß ich von den lieben Menschen Abschied nehmen, denn inzwischen ist die Affenkiste zum Auto gebracht worden und wir wollen wieder zurück zur Farm fahren. Hoffentlich habe ich keine Flöhe in der Hütte aufgelesen. Aber bei diesem Rauch werden sich Flöhe kaum halten, so hoffe ich wenigstens. Die ganze Innenausstattung, die ich jetzt zumindest in der Nähe des Einganges erkennen kann, ist vom Rauch geschwärzt. Ein Drittel der Hütte ist mit Pfählen abgeteilt. Hier hinein wird nachts das Vieh getrieben, Menschen und Tiere übernachten gemeinsam in der Hütte. So wird es wohl auch angenehm warm. An den Geruch darf man dabei nicht denken.

Wir besteigen wieder das Auto. Die Rückfahrt ist noch schwieriger. Aber es geht wieder ohne Unfall ab, und bald erreichen wir die Straße, die Nairobi und Arusha verbindet. Von dieser Straße zweigt auch der Weg zur Tierfangstation ab.

Langsam senkt sich die Sonne zum Horizont. Der Meru liegt im letzten Licht des Tages. Sein Gipfel färbt sich rot. Der Schatten kriecht an seinen Hängen hinauf. Es wird Nacht über Afrika.

Momella, am 10. Juni 1955.

Ich bin gestern von der Tierfangstation nach Arusha gefahren. Ein Festtag war für Arusha, denn der Geburtstag der englischen Königin wurde gefeiert. Sie hat zwar nicht am 9. Juni Geburtstag, aber er wird offiziell an diesem Tag gefeiert. Die Eingeborenenpolizei hat Paradeuniformen angelegt. Massaifrauen laufen über den Marktplatz, an dem die Post, die Bank und das Arusha-Hotel liegen. Auf dem Kopf tragen sie Bananenstauden, die sie in der Stadt verkaufen wollen. Ich gebe auf der Post zwei Päckchen mit belichteten Filmen auf. Im Arusha-Hotel essen wir zu Mittag. Dann geht es mit dem Auto nach „Momella“. Diese deutsche Farm liegt an der Ostseite, an der Regenseite des Meru. Hier ist besonders fruchtbares Land, denn die Wolken, die von der Küste kommen, regnen sich am Osthang des Meru ab. Deshalb gedeiht auch hier der tropische Urwald.

Mit Dickhäutern ist nicht zu spaßen!

Schon kurz hinter Arusha wird die Steppe durch den Wald abgelöst. Die Landschaft ist unbeschreiblich schön. Riesig hohe Bäume sind mit Schlingpflanzen behangen. Tiefe Täler werden von Bächen und Flüssen durchströmt. Wir müssen die bequeme Straße verlassen und fahren auf sehr schlechtem Weg mitten in den Urwald hinein. Immer dichter wird der Wald, immer dunkler wird es um uns. In diesem Gebiet darf nicht gejagt werden. Hier gibt es deshalb auch Elefanten und Nashörner zu Hunderten. Dr. Ernst schätzt die Zahl der Elefanten sogar auf über 1000 Stück. „Sie müssen in diesen Wäldern sehr vorsichtig sein“, sagt Dr. Ernst, „denn mit den Dickhäutern ist nicht zu spaßen. Unfälle kommen hier gar nicht selten vor.“ Über unsere Köpfe fliegen Nashornvögel hinweg und vollführen dabei mit ihrer krächzenden Stimme einen Höllenlärm. Auf der Straße liegt frische Elefantenlosung. Die Riesen der Tierwelt sind vor wenigen Minuten hier gelaufen. Wir schauen in die Bäume hinauf, um Guereza-Affen zu entdecken, aber wir können keinen dieser Vierhänder erspähen. Nach einer Stunde lichtet sich der Wald und gibt den Blick auf „Momella“ frei. Ich bin am Ziel. Hier wohnt die Familie Trappe. Nach herzlicher Begrüßung fragt uns Herr Trappe, der wenige Minuten vor uns den Weg gefahren ist, ob wir den Elefantenbullen gesehen haben, der fünf Meter von der Straße entfernt im Wald stand. Wir haben ihn nicht gesehen, denn wir suchten in den Wipfeln der Bäume nach den Affen. „Sie werden noch genug Elefanten bei uns sehen“, sagt Herr Trappe. Ich frage ihn, wie nahe die Elefanten die Menschen an sich herankommen lassen. Herr Trappe lacht. „Das kommt auf Sie an, wie nahe Sie herangehen wollen. Die gehen nicht weg. Ich möchte Ihnen nur raten, den Elefanten nicht zu nahe zu kommen. Man kann nie wissen, in welcher Stimmung sie sich befinden. Vor zwei Tagen haben einige Elefanten in der Nacht unmittelbar vor dem Fenster des Zimmers gestanden, in dem Sie schlafen werden.“ Das sind gute Aussichten, denke ich.

Den Guerezas auf der Spur

„Haben Sie schon die Guereza-Affen gesehen?“ fragt Herr Trappe. „Dort drüben in den Bäumen am Waldrand sitzt eine Herde.“ Wahrhaftig, etwa hundert Meter von dem Farmhaus entfernt hocken die Affen in den Zweigen. Man kann sie an den langen weißen Haarbehängen erkennen. Durch das Fernglas betrachtet, sind sie greifbar nahe. Frau Trappe fordert mich auf, mit ihr in den Wald zu gehen und die Affen aus der Nähe zu betrachten. Auf schmalen Wildwechsellern dringen wir in den Urwald vor. Nashornvögel fliegen in Scharen durch die Wipfel der Bäume und melden mit ihrer weithin schallenden Stimme unser Kommen an. Plötzlich stehen wie aus dem Boden gestampft zwei Neger neben uns. Der eine hält eine Axt in der Hand. Es sind Arbeiter von der Farm, die einen Baum fällen wollen. Frau Trappe sagt ihnen auf Kisuaheli, daß wir die Guereza-Affen suchen. „Mbega-Mbega!“ sagen sie und zeigen auf einen Baum in der Nähe. Mbega ist das Kisuaheli-Wort für Guereza-Affen. Ich schaue zu dem Baum hinüber und erkenne einen kleinen Trupp dieser Tiere. Sie haben uns bereits entdeckt und fliehen. Wie ein weiter Mantel weht das lange Haar, wenn sie von Ast zu Ast springen. Die Flucht geht ohne einen Laut vor sich. Dann sind sie unseren Blicken entschwunden.

Unter Führung der Eingeborenen geht es tiefer in den Wald hinein. Wenn die Wildwechsel nicht wären, müßte man jeden Schritt mit dem Buschmesser erkämpfen. Von den Ästen der Bäume hängen lange Bartflechten herab. Oft glaube ich — durch diese Flechten genarrt — den weißen Schwanz eines Guereza-Affen entdeckt zu haben. Auf dem Pfad liegt frische Nashornlosung. Sie dampft noch. Frau Trappe flüstert mir zu, daß wir sehr vorsichtig sein müssen, ein Nashorn sei in der Nähe. Der süßliche Geruch dieser Dickhäuter ist deutlich zu spüren. Manchmal knackt es dicht neben uns im Unterholz, dann ist es wieder still. Die Affen führen uns im Kreis durch den Wald. Schließlich sind wir wieder am Ausgangspunkt unserer Exkursion. Jetzt sitzen sie ganz nahe vor uns in den Bäumen. Sie fressen die Blätter und die roten Früchte der Bäume. Durch das Fernglas kann ich sie gut beobachten. Der Trupp besteht aus sechs Affen. Es sind alles erwachsene Tiere. Plötzlich stimmen sie ihren Gesang an: ein seltsames Knarren und Rasseln. Von fern antwortet ein anderer Trupp. Leider ist es schon zu dunkel, um zu photographieren. Ich muß es auf morgen verschieben. Als wir wieder am Haus ankommen, hat der Kilimandscharo seinen schneebedeckten Gipfel von Wolken entblößt. Er leuchtet im roten Licht der untergehenden Sonne. Ein Anblick, der unsagbar schön ist. Dann senkt sich die Nacht über das Land.

Drei prächtige Kerle - von hinten!

Herr Trappe fährt noch einmal zu dem Felde hinab, um einen Schußapparat aufzustellen. Alle Minuten ertönt ein heftiger Knall aus dem Apparat, der mit Karbid und Wasser gefüllt wird. Damit sollen die Büffel, Nashörner und Elefanten von den Feldern ferngehalten werden. Ich fahre mit. Doch diesmal will der Apparat nicht funktionieren. Als wir es schon aufgegeben und die Rückfahrt angetreten haben, knallt es laut hinter uns. Es hat also doch noch geklappt. Aus dem Büsch klingt das Heulen einer Hyäne. Lange sitzen wir noch beisammen. Ich erzähle von Dresden, von seiner Zerstörung und seinem Wiederaufbau. Frau Trappe war in ihrer Jugendzeit oft in Dresden. Sie kennt die Straßen und Plätze. Sie schüttelt den Kopf, als ich das Ausmaß der Zerstörung schildere. „Tiere sind nicht so grausam wie die Menschen“, sagt sie. Dann erzähle ich vom Zoo und von den Schimpansen „Jacky“ und „Tschita“, die wir eineinhalb Jahr in der Wohnung hatten.

Es ist spät als wir auseinandergehen. Ich schlafe bald ein — denn Afrika ist anstrengend und macht müde. Als ich am nächsten Morgen aufstehe, ist der Urwald in dichten Nebel gehüllt. Es regnet. Das schlechte Wetter gibt mir die Zeit, Notizen über die Beobachtungen und Eintragungen im Tagebuch zu machen. Erst gegen Mittag löst sich die Wolkendecke auf und die Sonne kommt hervor. Ganz nahe schallt der Ruf der Guereza-Affen. Als ich aus dem Haus trete, kann ich das Weiß ihrer langen Schwänze aus dem Grün der Urwaldbäume hervorleuchten sehen. Ich mache die Kamera schußbereit und pirsche mich an. Sie beobachten mich von ihrer hohen Warte aus und lassen mich bis auf achtzig Meter herankommen. Das reicht, um mit dem langen Teleobjektiv Aufnahmen zu machen. Dicht nebeneinander, mir den Rücken zugekehrt, sitzen drei prächtige Kerle. Ihre langen weißen Haare hängen von dem Ast, auf dem sie hocken, herab. Einer, vielleicht der Wächter der Horde, sitzt abseits und schaut zu mir herüber. Plötzlich fangen sie wieder zu rufen an. Orrr — orrr — orrr — schallt es durch den Wald. Rechts von

mir kommt Antwort. Etwa dreihundert Meter entfernt sitzt eine zweite Horde, und eine dritte ruft irgendwo aus dem Wald. Dann scheint ihnen aber meine Anwesenheit doch unangenehm zu werden, und sie ziehen sich langsam zurück. Auch ich entferne mich wieder. Als ich auf halbem Wege zur Farm bin, sehe ich die Affen wieder auf dem Baum sitzen, den sie soeben verlassen hatten. Das Licht ist gut. Noch einmal pirsche ich mich an, und es gelingt mir, aus fünfzig Meter Entfernung einige Aufnahmen zu machen. Dann aber entdecken mich die Guerezas und ergreifen hastig die Flucht. Lange warte ich auf ihre Rückkehr, aber leider vergeblich.

Vom regennassen Unterholz durchnäßt, von Dornen zerkratzt, erreiche ich die Farm. Ich will es gegen Abend noch einmal versuchen, denn abends kehren sie immer wieder zu diesem Baum zurück.

Es ist kühl in Afrika!

Hoch über dem Wald kreist ein Raubvogel, ein Bussard. Es ist kühl in Afrika. Heute morgen war es so kalt, daß ich sogar den Pullover anziehen mußte. Und ich hatte geglaubt, daß man es vor Hitze kaum aushalten könne. Aber jetzt, vom Juni bis August, ist im Gebiet des Meru die kühle Jahreszeit. Im Dezember soll es dann mitunter unerträglich heiß sein. — Das Mittagessen wird aufgetragen. Es gibt als ersten Gang eine Fruchtsuppe, dann folgt Wasserbockrumpsteak mit Kartoffeln, Spaghetti und Rote Rüben, den Abschluß bildet süßer Reis mit Baumtomaten und anderen afrikanischen Früchten. Das Essen schmeckt in Afrika immer nach Rauch. Wahrscheinlich, weil über offenem Feuer gekocht wird.

Während der Mittagspause sitze ich auf der Veranda und genieße den herrlichen Blick hinüber zum Kilimandscharo, der sich in Wolken gehüllt hat. Nur abends ist sein Gipfel zu sehen. Meine Gedanken sind in der Heimat. Was mag es wohl in Deutschland Neues geben? Hier hört man nichts von Europa. Zeitungen kommen selten zur Farm und das Radio geht zur Zeit nicht. 21 Flugstunden ist Deutschland entfernt, und doch ist es so unendlich weit. In den Abendstunden geht es zu den Seen hinab. Auf dem Weg dahin begegnen wir einem Kaffernbüffel, der plötzlich zehn Meter vor uns steht, aber wohl genauso erschrocken ist wie wir, denn er ergreift sofort die Flucht. Von ferne trompeten Elefanten.

Am See stehen Wasserböcke, Kronenkraniche, Warzenschweine und eine Giraffe. Der Anblick ist märchenhaft. Im Hintergrund erhebt sich der Kilimandscharo. Lange beobachten wir das friedliche Tierleben am Ufer des Sees. Dann bricht die Nacht herein und in der Dämmerung treten wir den Rückweg an. Schnell sinkt die Sonne. Es wird kalt. Die Sterne gehen auf und über mir steht das Kreuz des Südens am pechschwarzen Himmel Afrikas.

13. Juni 1955, „Momella“.

Ich habe noch nie so gefroren wie in Afrika. Das klingt unglaublich und doch ist es so. Vom heftigen Wind getrieben, jagen die Wolken über den Meru, und nur hin und wieder einmal läßt sich die Sonne blicken. Auf der anderen Seite des Meru — mit dem Auto ist es eine Strecke von 50 Kilometern, Luftlinie bedeutend kürzer — ist es fast unerträglich heiß. Aber ich muß vorläufig noch hier bleiben, denn meine Beobachtungen über Guereza-Affen sind noch nicht abgeschlossen.

Jeden Morgen geht es zeitig in den Urwald. Ich will einen Tag auf „Momella“ schildern. Gleich nach dem Frühstück mache ich meine Film-

kamera bereit, schraube die großen Teleobjektive auf, befestige die Kamera auf dem Stativ und ziehe los, in den Urwald. Ich suche eine Lichtung auf, denn im Wald selbst kann man nicht filmen, dort ist es viel zu dunkel. Schon von weitem höre ich das Krächzen der Nashornvögel. In Scharen zu 20 bis 30 Stück hocken sie auf den Urwaldbäumen am Rande der Lichtung. Vorsichtig schleiche ich mich näher an den Baum heran. Das Stativ bleibt im Unterholz hängen, es knackt. Die Vögel werden aufmerksam. Ich bleibe stehen und warte, bis sie sich beruhigt haben. Dann geht es wieder vorsichtig Schritt für Schritt näher heran. Dornen zerren an meinen Hosen und stechen mich ins Bein. Ich könnte schreien vor Schmerz, aber ich muß ganz ruhig sein, denn ich will doch die Nashornvögel filmen. Mit Mühe und Not befreie ich mich von den Dornen. Dabei zerkratze ich mir die Hände und sofort setzen sich Fliegen auf die blutenden Kratzwunden.

Die Kamera schnurrt...

Vorsicht! Es raschelt im Unterholz. Aber es war nur ein kleiner Eisvogel, der erschreckt aufgefliegen ist. Dann aber habe ich es endlich geschafft. Ich befinde mich in guter Aufnahmeentfernung. Da kommen Wolken und nehmen mir das so dringend notwendige Licht. Ich warte und warte. Inzwischen stelle ich die Kamera auf die Nashornvögel ein. Endlich, die Sonne kommt.

Als ich filmen will, fliegen die Vögel zu einem anderen Baum. Dabei krächzen und krakeelen sie, als wären sie allein im Urwald. Wieder richte ich die Kamera ein. Jetzt muß ich aber mit dem Stativ etwas höher gehen, doch das Stativ rührt sich nicht vom Fleck. Es hat sich in dem dichten Gras, das auf der Lichtung wächst, verfangen. Vorsichtig befreie ich es aus seinen Fesseln und gebe ihm einen neuen Standort. Es ist alles klar. Jetzt fehlt nur noch die Sonne, denn sie ist schon wieder hinter Wolken verschwunden. Aber bald kommt sie heraus und beleuchtet die Nashornvögel. Die Kamera schnurrt. Die Nashornvögel flattern und hopsen in den Zweigen umher. Dann kreischt einer auf. Er hat mich erspät, und die ganze Gesellschaft fliegt krächzend davon. Ich schaue auf die Kamera. Acht Meter Film sind abgelaufen. Für acht Meter so viel Mühe.

Aber ich warte noch auf andere Tiere. Ruhig hocke ich hinter der Kamera. Die Beine schlafen mir ein. Ich wage mich nicht zu bewegen, denn im Urwalddickicht flattern Turakos, die wunderschön gefärbten Vögel des Bergwaldes. Ich hoffe, daß sie näher kommen, in die Sonne am Rande der Lichtung. Aber vorläufig kommen sie nicht. Ein schillernder Schmetterling gaukelt vor mir um eine große Blüte herum. Ich drehe auch von ihm ein paar Meter Film. Die Turakos kommen näher, bleiben aber immer im Schatten. Plötzlich höre ich einen Laut, der mir gut bekannt ist; das Maunzen eines Leoparden. Ausgerechnet jetzt, was die Turakos jeden Augenblick in das Sonnenlicht kommen können. Das Maunzen ist nicht weit. Ich schätze 50 Meter. Angestrengt schaue ich in die Richtung, aus der dieser — in meiner Situation höchst unangenehme — Laut erklang. Dort bewegt sich das Unterholz. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Einem Leoparden zu begegnen, ohne eine Waffe in der Hand zu haben, ist nicht ratsam. Ich denke an die Warnung des Farmers: „Sehen Sie sich im Urwald vor, der steckt voller Elefanten, Nashörner und Leoparden, denn die Tiere ziehen sich in den Wald zurück, weil sie dort nicht gejagt werden dürfen.“ Jetzt klingt zum dritten Mal dieses Maunzen. Ich beschließe den

Rückzug anzutreten. Aber das Stativ — ich habe es schon tausendmal gewünscht — hat sich wieder im Gras verfangen. Ich zerre und ziehe, bis ich es frei habe. Dann gehe ich langsam Schritt für Schritt zurück. Schimpfend fliegen die Turakos davon. In der Sonne glänzt ihr buntes Gefieder. Vom Leoparden höre und sehe ich nichts mehr. Ob er wohl weitergezogen ist, oder liegt er am Waldrand? Wenn man das wüßte. Ich wage mich noch einmal heran. Es ist nichts mehr zu hören.

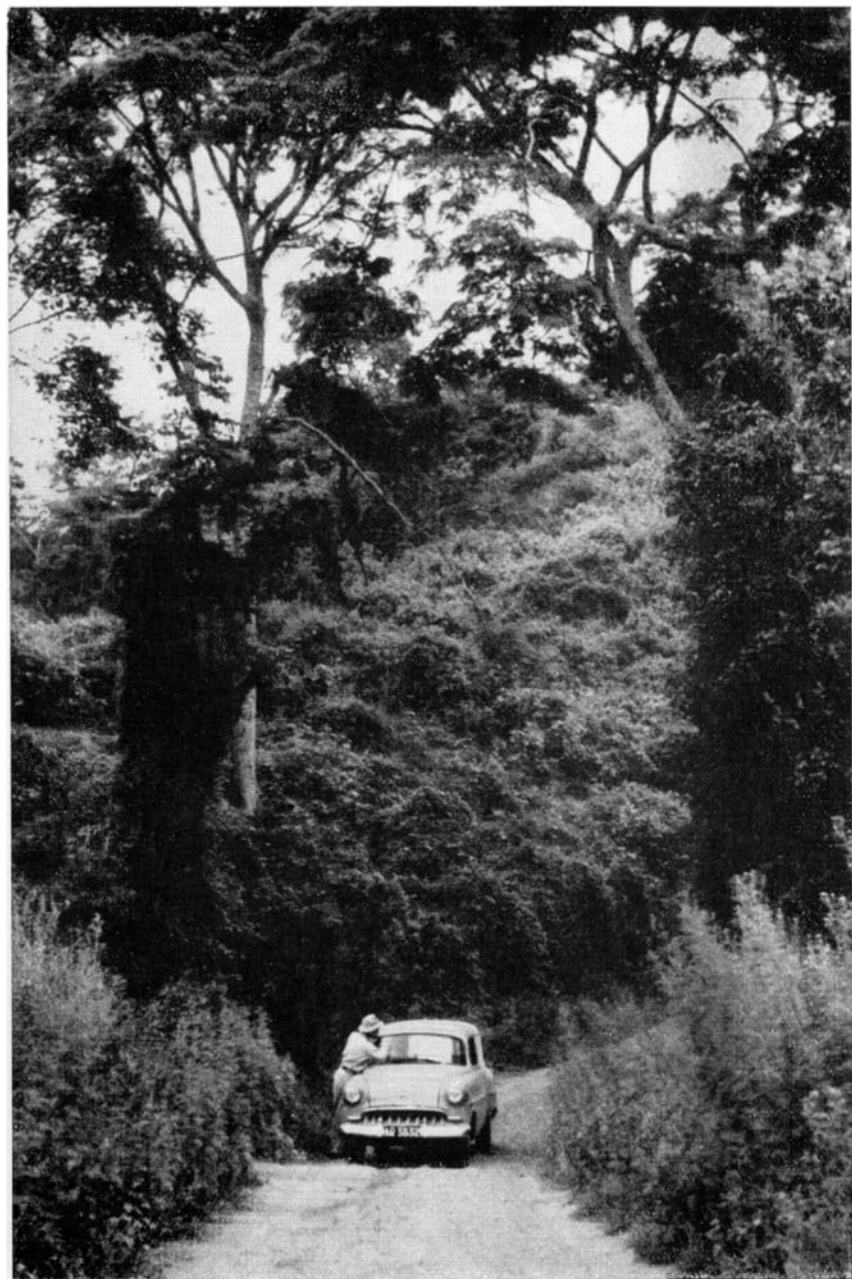
Dreißig Meter - Affen!

Wieder warte ich auf meine gefiederten Filmstars. Ein Eisvogel setzt sich vor mir auf einen Baum, dicht neben eine feuerrote Blüte. Auch von ihm drehe ich einige Meter Film. Aber unterdessen verschwindet die Sonne, und ich muß die Blende wieder umstellen. Das bemerkte der Vogel und fliegt davon. Dann sitze ich zwei Stunden ohne zum „Schuß“ zu kommen. Es zwitschert und singt zwar überall, aber in die Nähe der Lichtung kommt kein lebendes Wesen. Plötzlich höre ich das Kreischen von Meerkatzen. Hoffentlich kommen die Affen näher. Es dauert noch eine Stunde, bis sie am Rande der Lichtung auftauchen. Sie naschen von den Blättern und Früchten eines Baumes, hoch oben in den obersten Zweigen. Ich kann sie durch das Objektiv als Schattenriß gegen den blauen Himmel sehen. Der Hintergrund ist zu hell, um zu filmen. Ich muß also wieder meinen Standort ändern, damit ich einen noch höheren Baum als Hintergrund bekomme. Vorsichtig schleppe ich die Kamera und das Stativ einige Meter zur Seite. Dabei sticht es bei jedem Schritt wie mit tausend Nadeln in meinem Fuß. Er war eingeschlafen. Hoffentlich bemerken mich die Affen nicht. Aber sie sind zu sehr mit dem Fressen beschäftigt. Ich baue die Kamera auf. Da verschwinden sie hinter den Blättern. Also heißt es wieder warten. Jetzt kommt einer aus dem Blättermeer hervor. Jetzt kann es also losgehen. Der Film läuft, und die Affen schauen zu mir herunter. Dann beruhigen sie sich wieder und fressen weiter. Der Film läuft weiter, bis die 30 Meter zu Ende sind. Als ich einen neuen Film einlegen will, ergreift die ganze Horde kreischend die Flucht. 30 Meter Film ist das Ergebnis eines Tages im Urwald. Und wieviel werde ich davon verwenden können?

Nachmittags will ich die kleinen Tiere in unmittelbarer Nähe der Negerhütten filmen. An den Lehmwänden kriechen Eidechsen umher und jagen Insekten. Große, gelbschwarz gezeichnete Käfer summen am Haus vorbei, und buntschillernde Aasfliegen sitzen auf den Blumen. Sie sind dankbare Objekte für die Filmarbeit und sind gar nicht scheu.

Auch ein Nilpferd ist da

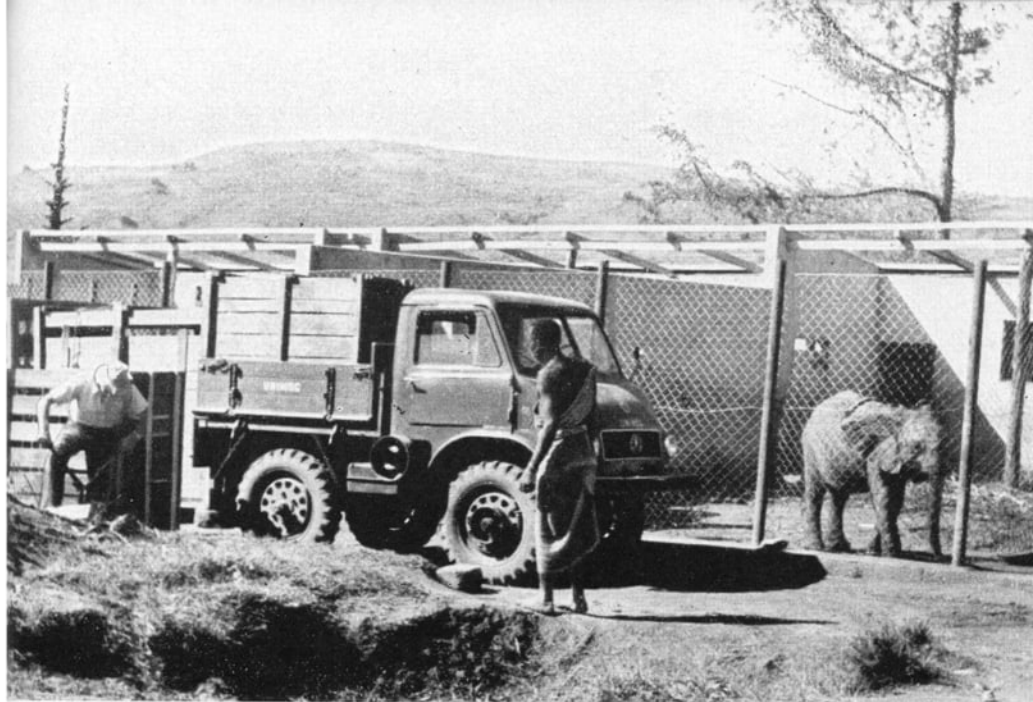
Der Abend ist dann für die Beobachtung der Guereza-Affen vorgesehen. So vergeht ein Tag nach dem anderen. Manchmal ist die Arbeit völlig erfolglos, denn oft sitze ich im Urwald und warte vergebens auf die Vögel und Affen. Die Wunden an den Händen, die mir die Dornen zufügten, wollen nicht heilen. Sie schmerzen und eitern. Täglich kommen neue kleine Verletzungen dazu. Manchmal fahre ich auch zum See hinab, um die Pelikane beim Fischen zu beobachten. Sie bilden schwimmend einen Kreis, in dessen Mitte sie die Fische zusammentreiben. Dabei schlagen sie mit ihren Flügeln auf das Wasser, daß es hoch aufspritzt.



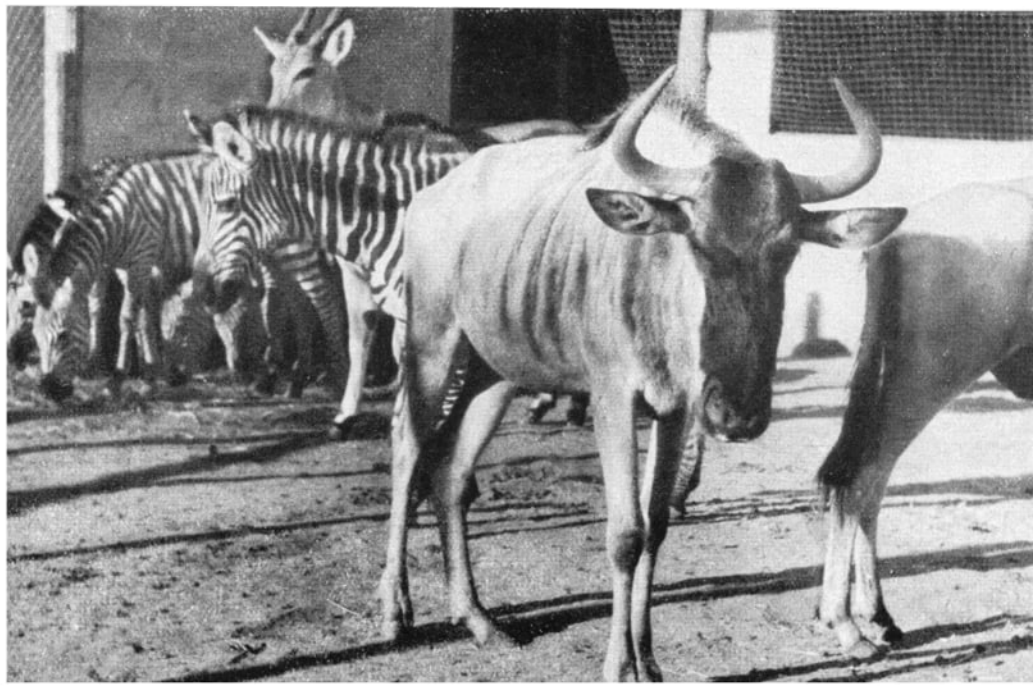
Auf dem Weg durch den Bergurwald

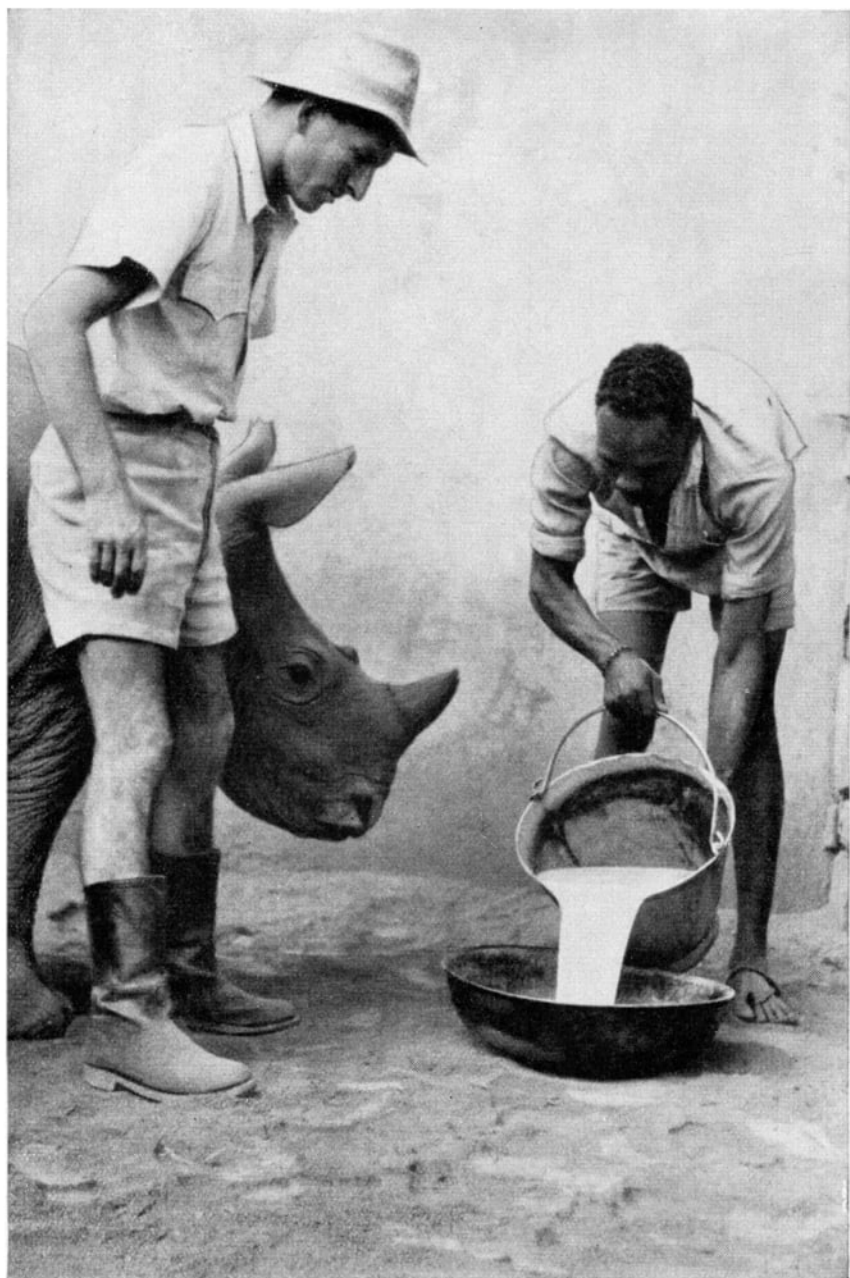


Meerkatzen sind im Urwald häufig anzutreffen



Auf der Tierfarm warteten Elefanten, Zebras, Gnus und Elenantilopen auf ihren Abtransport nach Europa





Die wertvollsten Tiere auf der Farm waren zwei Breitmaulnashörner. Sie waren vor wenigen Monaten im Sudan gefangen worden

Dann tauchen sie ihre langen Schnäbel ein und schöpfen mit dem Hautsack am unteren Schnabel die Fische heraus. Auf abgestorbenen, kahlen Bäumen am Ufer sitzen Silberreiher, und Kronenkränche stolzieren am Wasser entlang. Hin und wieder taucht der breite Kopf eines Nilpferdes auf. Prustend spritzt es Wasser in die Luft, blinzelt zu mir herüber und verschwindet wieder unter dem Wasserspiegel. Ein friedliches herrliches Bild. Den Hintergrund bildet der dunkle Wald, über dem in weiter Ferne die Schneekappe des Kilimandscharo leuchtet.

Gleich in der Nähe ist ein zweiter, größerer See. Dort trifft man häufig Wasserböcke an. Auch ein Nashorn sah ich dort. Stundenlang stand es im Gras, ohne sich vom Fleck zu bewegen. Nur die Ohren wendeten sich nach verschiedenen Richtungen und fingen jeden Laut auf. Spät am Abend, als bereits die Dämmerung hereinbrach, hörte ich aus dem Wald am jenseitigen Ufer des Sees das Trompeten der Elefanten. Ich wartete noch lange Zeit, aber sie kamen nicht heraus.

Heute habe ich in den frühen Nachmittagsstunden wieder auf der Urwaldlichtung auf die Guereza-Affen gewartet. Gegen 15 Uhr kamen sie. Ich hatte sie wunderbar im Objektiv und wollte eben beginnen zu filmen, als plötzlich hinter mir Stimmen laut wurden. Drei Neger zogen schwatzend in den Wald, um Holz zu fällen. Natürlich verschwanden meine Guerezas sofort und ließen sich auch den ganzen Tag nicht wieder blicken. Ich hätte aus der Haut fahren können. Nach Stunden vergeblichen Wartens packte ich meine Filmkiste wieder zusammen und ging zur Farm zurück. Ich werde es morgen wieder versuchen. Einmal muß es mir gelingen, die Affen zu filmen. Man darf nur die Geduld nicht verlieren, und das ist wahrhaftig nicht leicht. Im Laufe der Zeit wird man nervös, und wenn es wirklich einmal gelingt, an die Tiere heranzukommen, dann macht man tausend Fehler. Außerdem ist es nicht einfach, hier in den Tropen die richtige Belichtung zu finden. Ich habe einen belichteten Film zur DEFA geschickt mit der Bitte, mir telegraphisch mitzuteilen, ob der Film in Ordnung ist. Auf diese Nachricht warte ich brennend, damit ich endlich weiß, ob die viele Mühe auch Zweck hat. In Afrika kann man keine Farbfilme entwickeln lassen.

... und der Schuh ist hin

Vor Sonnenuntergang will ich noch mit dem Farmer in die Steppe fahren. Er will eine Antilope schießen, denn die Küche ist wieder leer. Hoffentlich haben wir Glück. Vielleicht läuft mir auch etwas vor meine Kamera. — Wir sind von der Jagd zurück. Weit brauchten wir nicht zu laufen, denn schon nach einer kurzen Wegstrecke stand auf knapp 200 Meter ein Buschbock vor uns. Er fiel auf den ersten Schuß. Es ist ein schöner starker Bock. Der Neger, der uns begleitete, hat ihm die Kehle durchgeschnitten.

Das muß sein, sonst weigern sich die Mohammedaner, von dem Fleisch zu essen. Die meisten Neger auf der Farm sind Mohammedaner. Nun ist für die nächsten Tage wieder Fleisch in der Küche.

Nur meinen Schuhen ist die Pirsch nicht gut bekommen. Eine Sohle klappt weit ab. Das ist bitter, denn das zweite Paar Schuhe habe ich, um mein Gepäck zu erleichtern, zu Haus gelassen. Wollen mal sehen, ob es in Arusha einen Schuster gibt, der den Schaden repariert. Also muß ich morgen nach Arusha. Da kann ich auch gleich die Post erledigen, die Berichte absenden und zum Friseur gehen. Ein kleiner Sprung also zurück in die Zivilisation.

Vom Regen in - die Steppe

16. Juni 1955.

Ich bin aus dem Regen geflohen. Während der letzten drei Tage hat es fast ununterbrochen auf Momella geregnet. Von oben bis unten durchnäßt, kehrte ich abends aus dem Urwald zurück. Wohl gelang es mir, ganz in die Nähe der Guereza-Affen zu kommen, aber die Sichtverhältnisse waren so schlecht, daß ich wenig Hoffnung haben darf, gute Aufnahmen mitgebracht zu haben. So entschloß ich mich, heute Momella zu verlassen und auf die Tierfangstation auf der anderen Seite des Meru, die im Regenschatten liegt, zurückzukehren. Mit einem Jeep ging es auf schlechten Wegen durch den Bergwald nach Arusha hinab. Mitunter war die Straße durch den Regen in einen Morast verwandelt. Oft blieb der Wagen im Schlamm stecken und mußte mühsam wieder herausgeschoben werden. Noch zwei Tage Regen, und die Straße ist kaum mehr befahrbar. In den letzten Nächten war es so kalt geworden, daß ich im Pullover schlafen mußte. So hatte ich mir Afrika wahrhaftig nicht vorgestellt.

Hier, auf der Tierfangstation, hatte es nicht ein einziges Mal geregnet. Die Steppe ist gelb, von der Sonne ausgedörrt. Eine Elenantilope, die bei meiner Abreise noch munter war, ist erkrankt und mußte geschlachtet werden. Dr. Ernst hat sie sezziert. Außer einer abnorm großen Galle konnten wir nichts finden. Wir haben noch einen Blutabstrich gemacht und wollen ihn auf Blutschmarotzer untersuchen.

Für die Neger war das ein Fest. Damit die Mohammedaner von dem Fleisch essen können, wurde die Antilope geschächtet. Die Abfälle Darm, Magen und Lunge habe ich in der Steppe auslegen lassen, um Geier anzulocken. Ich will diese beflederten Aasfresser morgen am Luder filmen. Vielleicht kommen auch in der Nacht schon die Hyänen und Schakale. Dann ist morgen nichts mehr übrig.

Hyänen lassen nichts übrig!

18. Juni 1955.

Als Untermieter in mein Zimmer sind neben dem zahmen Gepard noch zwei Pantherschildkröten und eine Kobra eingezogen. Die Schildkröten laufen frei umher, die Kobra allerdings ist zur Zeit noch in einem Säckchen untergebracht und wird in den nächsten Tagen ein Terrarium erhalten. Unweit der Tierfangstation hat auf einem Baum mitten in der Steppe ein Sekretär, der langbeinige gefiederte Schlangenfresser Afrikas, sein Nest gebaut. Wir haben ihn gestern in den Abendstunden besucht, um zu sehen, ob der Jungvogel schon geschlüpft ist. Im letzten Licht der untergehenden Sonne fuhren wir mit dem Auto in Richtung Nairobi. Nur wenige Kilometer ging es auf dieser gepflegten Autostraße entlang. Bald schon führte ein schmaler Pfad mitten in die Steppe hinein. Am Rande der Straße flogen Geier auf. Sie hatten die Überreste eines jungen Zebras verzehrt. „Vielleicht werden wir auf dem Rückweg schon die Hyänen antreffen“, sagte Dr. Ernst. Und er sollte Recht behalten.

Ein scharfer Wind wehte über die ausgedörrte Steppe und trieb den vom Wagen aufgewirbelten Staub in dicken Wolken weit hinweg. Thomson-Gazellen schrecken auf und ergreifen die Flucht. In hohen Sprüngen setzen die zierlich gebauten Tiere über die Steppe hinweg. Zwei Schakale hatten sich in ihrer Nähe aufgehalten und trotten langsam dahin. Auf eine kurze Strecke nehmen wir die Verfolgung auf. Der Wagen

holpert über die harten Grasbüschel hinweg. Ein Schakal duckt sich. Als aber der Wagen näher kommt, zieht er es doch vor, sich aus dem Staube zu machen. Leider ist die Sonne schon hinter dem Horizont verschwunden, und das wenige Licht gestattet es nicht mehr, zu filmen oder zu photographieren. Bald sind wir an einem ausgetrockneten Flußbett angelangt, an dessen Ufern die Schirmakazie mit dem Nest des Sekretärs steht. Das Junge ist noch nicht geschlüpft. Der Sekretär sitzt auf dem großen Nest und nur die langen Schwanzfedern schauen über den Nestrand heraus. Wir müssen also noch warten, bis wir den jungen Vogel holen können. Der Himmel leuchtet in zarten gelben und blauen Pastelltönen am Horizont. Schwarz zeichnen sich die Hügel ab. Wir genießen noch einige Minuten das schöne Bild. Dann treibt uns der kalte Wind in den Wagen zurück. Wenige Minuten später ist die Nacht hereingebrochen. Im Licht der Scheinwerfer huscht ein Tier über die Straße. Vorsichtig folgen wir ihm und bekommen es ganz in den Kegel des Lichtes. Es ist ein Löffelhund. Mit großen Augen und breiten aufgestellten Ohren schaut er um sich. Er scheint aber nicht sehr beunruhigt zu sein, denn nur langsam wendet er sich ab und trottet davon in die dunkle Steppe hinein. Bald sind wir an der Stelle angekommen, wo die Geier am Kadaver des jungen Zebras hockten. Mit den Scheinwerfern greifen wir in das Dunkel hinein. Dort leuchten zwei — vier — sechs glühende Punkte auf. Die Hyänen sind also schon da. Morgen wird von dem Aas nichts mehr übrig sein.

Was will hier Lilly Marlen?

Auf der Tierfangstation ist schon wieder ein neuer Koch. Der alte hatte sich zwar als Koch ausgegeben, verstand aber so gut wie gar nichts von dieser Kunst. Er hat ein Brot gebacken, daß man recht gut als Ziegelstein hätte verwenden können. Außerdem geht vieles zwischen seinen Händen in Scherben, zum Entsetzen von Frau Ernst, die mit aller Liebe inmitten der Wildnis ein gemütliches Heim schaffen will. Der neue Koch macht einen guten Eindruck. Auf dem „Arbeitsamt“ in Arusha existiert sogar eine Karteikarte von ihm, wo nicht nur sein Name, sondern auch der Name seines Vaters und seines Stammeshäuptlings eingetragen ist. Die hier ansässigen Massai arbeiten nur auf ihren eigenen Feldern. Die Arbeiter auf den Farmen und in den Haushalten kommen meist von weit her und gehören ganz anderen Stämmen und Religionen an. Auf der Farm sind die verschiedensten Leute anzutreffen: evangelische, lutheranische, katholische Christen, Mohammedaner und Neger ohne Zugehörigkeit zu irgendeiner Kirche oder einer der großen Weltreligionen.

Als wir den neuen Koch in Arusha holten, filmte ich einen indischen Gemüsehändler, der hinter seinen bunten Früchten hockte. Plötzlich fing der Inder zu schreien an, deutete auf mich und machte einen großen Spektakel. Menschen liefen zusammen. Einige lachten, andere nickten zustimmend mit dem Kopf. Ich freute mich über diese bewegte Szene und drehte Meter auf Meter herunter. Erst hinterher erfuhr ich von Dr. Ernst, daß ich selbst der Anlaß zu diesem öffentlichen Skandal gewesen bin. Der Inder hatte sich beschwert, daß ich ihn, ohne vorher um Genehmigung zu bitten, gefilmt hatte. Nur gut, daß ich die Schimpfworte, die er mir nachrief, nicht verstand.

Mein Blick wurde durch eine Kinowerbung festgehalten. Auf einem der Filmbilder erkannte ich einen Soldaten mit dem Hakenkreuz. Ver-

wundert trat ich näher und las den Filmtitel „Lilly Marlen“. Ob der Film nach Afrika paßt? Sicher genauso wenig wie die vielen anderen Kriminalfilme, die ich an den Plakaten angekündigt sah. Es ist in Arusha genau dasselbe wie in Nairobi.

Bezahlter Tiermord – sehr bequem

Für einen Ferienaufenthalt ist Afrika nur dann zu empfehlen, wenn man eine dicke Brieftasche mitnehmen kann oder von guten Freunden eingeladen wird. Die Safaris, wie sie in den Reisebüros angepriesen werden, sind sehr teuer. Man muß pro Tag mit etwa 250 bis 300 DM rechnen. Allerdings werden dem Reisenden dann alle Bequemlichkeiten geboten: gutes Essen, Schlafzelt mit Betten, Speisezelt mit Tischen, Stühlen und gutem Porzellangeschirr, eisgekühlte Getränke, Radio, Grammophon und anderer Luxus. Man kann täglich sein Bad nehmen, und wenn ein Elefant in der Nähe ist, wird man gerufen, mit dem Auto an den Elefanten herangefahren und kann ihn bequem und ohne Gefahr abschießen. Anschließend wird man auch auf dem erlegten Elefanten stehend fotografiert. Dann kann man nach 14 Tagen als gefeierter Großwildjäger zurückkehren. Es ist heute ja so bequem, mutig zu sein. Sogar das „Hochlebenlassen“ ist in der Bezahlung mit inbegriffen. Ist ein Tier niedergeschossen worden, dann trägt man den Schiesser unter Jubeln und Schreien herum. Das alles bekommt man für 350 bis 450 DM pro Tag. Ich weiß nur nicht recht, warum diese Leute nach Afrika fahren; das Vergnügen könnten sie ebensogut zu Hause haben. Sie brauchten sich nur einen Löwen zu kaufen, ihn im Garten ihrer Villa an die Kette zu legen und könnten das „furchtbare“ Raubtier dann bequem auf der Couch liegend durch die offene Gartentür erschießen. Viel anders ist das in Afrika bei diesen Luxussafaris auch nicht. Abends setzt man sich dann ins Cocktail-Zelt und kann der fahrbaren Bar die raffiniertesten, eisgekühlten Getränke entnehmen. Am Horizont ist der Kilimandscharo sichtbar. Die Neger singen — wie im Preis inbegriffen — Lieder am Lagerfeuer, und morgen wird man wieder schießen, einen Büffel, einen Löwen oder ein Nashorn, wie der bezahlte Jagdschein es vorsieht. Man ist dabei von mehreren White-Hunters, eingetragene Berufsjäger, die alle sehr gute Schützen sind, umgeben. Sie tragen — wenn der Jagdgast das Wild nur anschießt — die persönliche Verantwortung für den „Jäger“. Sie haben sein Leben zu schützen und müssen das krank geschossene Wild verfolgen und erlegen. Nein — Strapazen und Gefahren sind im Preis nicht inbegriffen. Später — zu Haus — erzählt man dann von der unberührten, grausamen Wildnis Afrikas und kann durch Photos alles belegen. Überschrift: Bezahlter Tiermord — äußerst bequem gemacht!

Löwenschwanz für die Negerbraut

Wir waren heute auch auf der Jagd. Eine Waffe hatten wir allerdings nicht mit, nur die Photo- und Kinokamera. Unser Ziel waren die Giraffen. In der mit zahlreichen Termitenhügeln übersäten Buschsteppe gelang es uns sehr bald, die langhalsigen Riesen zu entdecken. In Gruppen von drei bis acht Stück standen sie, von der Sonne bestrahlt, und knapperten an den Zweigen und Blättern der Akazien. Mitunter waren auch Junge dabei. Die Giraffen nahmen von uns kaum Notiz. Nur wenn wir uns ihnen auf 80 Meter näherten, hoben sie ihre Köpfe, beobachteten uns und zogen sich langsam zurück. Manchmal fielen sie auch in den — durch ihren Paßgang so seltsam anmutenden — Galopp. Die langen Häuse

schwankten dann wie die Masten eines Segelschiffes auf hoher, windbewegter See. Ein herrlicher Anblick. Viele Meter Film habe ich ablaufen lassen und mußte schließlich, als die fünfte Spule zu Ende war, mich einschränken, denn ich will ja auch noch andere Tiere filmen. Über 100 Farbphotos habe ich außerdem gemacht.

Plötzlich entdeckten wir, hoch am Himmel kreisend, etwa 50 Geier. Auch zwei Marabus waren dabei. Dort mußte also für diese Sanitätspolizei der afrikanischen Steppe der Tisch gedeckt sein. Als wir näher kamen, fanden wir noch etwa 50 Geier, die auf verschiedenen Schirmakazien hockten. In Ruhe konnte ich sie filmen, konnte die Landung und den Start dieser großen Raubvögel aufnehmen. Wo aber lag ihre Beute! Ein leichter Aasgeruch lockte uns tiefer in den Busch, und bald fanden wir ihren „Braten“. Der „Herr der Steppe“ selbst diente ihnen zum Fraße. Eine Löwin, von den Massai erlegt, lag im Dornengestrüpp. Mehrere Speerwunden hatten ihr den Tod gebracht. Die Vorderpranken, die Ohren und der Schwanz waren abgeschnitten. Diese Körperteile des Löwen muß der Massaikrieger seiner jungen Braut als Hochzeitsgeschenk überreichen, wenn er sie in seine Hütte führen will, als Zeichen der Tapferkeit. Denn Mut gehört dazu, wenn man den Löwen, nur mit dem Speer bewaffnet und durch den großen Schild geschützt, auf den Leib rücken will. Tausende von Fliegen saßen auf dem Kadaver; der einen bestialischen Gestank verbreitete. Ich filmte, wie ein Massai die Wunden untersucht. Aber es war eine Qual. Die Schmeißfliegen summten in Scharen um mich herum, setzten sich in die Ohren, an die Augen, den Mund und krochen in die Nase. Ich schlug um mich. Aber die Plagegeister ließen sich nicht vertreiben. Sie wurden immer aufdringlicher, bis ich schließlich die Flucht ergriff.

Wenige Meter davon entfernt zog eine Pavianherde durch die Steppe. Ich schätzte sie auf etwa 100 Stück. Zwischen Dornengestrüpp hindurch folgte ich ihnen, wobei ich immer wieder versuchte, ihnen den Weg abzuschneiden. Jedesmal, wenn ich auf Filmdistanz an sie heran war, pumpte der Atem so, daß ich die Kamera nicht ruhig halten konnte. Das Stativ aber hatte ich im Auto gelassen. So mußte ich sie schließlich ziehen lassen. Noch lange klang ihr Bellen und das Quietschen der Affenkinder, die auf dem Rücken ihrer Mutter ritten, aus dem Busch. Sie zogen den nahen Bergen zu.

Was man vorher nicht wissen kann!

Man ist hier in 2000 Meter Höhe überhaupt sehr schnell außer Atem. Jeder ansteigende Weg läßt das Blut in den Ohren summen, und wenn man sich zum Boden herabneigt, um eine Wildspur, ein Insekt oder eine Pflanze näher zu betrachten, dann wird es einem schwindlig. Schwer arbeiten kann man nur wenige Stunden am Tage. Und die Augen werden auch schnell müde durch den Sonnenglast der Steppe und beginnen zu schmerzen. In der Nacht wird man von einem tiefen Schlaf befallen, aus dem man fröstelnd morgens erwacht. Ja — Afrika hat auch Schattenseiten. Wenige Tage nach meiner Ankunft bekam ich eine furchtbare Diarrhöe. Die alten Afrikaner tippten auf Amöbenruhr. Das war keine sehr beruhigende Diagnose. Aber es gelang mir bald, mit Kohlepräparaten der Diarrhöe zu begegnen. Noch Tage danach war ich schwach und matt und mußte mich oft legen. Aber die Schönheit der Landschaft und das vielfältige Tierleben entschädigt für alle Unannehmlichkeiten.

Bananen - gepfeffert!

Heute habe ich Curry gegessen. Ein indisches Gericht. Es besteht aus sehr trocken gekochtem Reis und kleinen Stückchen von Rindfleisch, die mit einer scharf gewürzten Soße übergossen werden. Dazu werden in kleingeschnittenen Scheiben folgende Früchte gereicht: Ananas, Mandarinen, Papayas, Bananen. Außerdem ißt man geröstete und rohe Zwiebel, gemahlene Kokosnuß, Erdnüsse und kleine, grüne und rote fein zerschnittene Schoten dazu. Diese Schoten sahen so appetitlich aus, daß ich gleich zu Beginn des Essens eine reichliche Portion aß. Ich habe es bitter bereut. Wanderer, kommst du nach Afrika, hüte dich vor diesen so lieblich aussehenden Schoten. Sie können dir den Rachen verbrennen und allen Geschmack verpeffern. Es sind nämlich Pfefferschoten. Aber unser Pfeffer ist lieblich und sanft, verglichen mit diesen Pfefferschoten. Du kannst ebensogut glühende Kohlen oder zermahlene Rasierklingen schlucken. Die Hölle öffnet alle Tore. Der Mund brennt, Tränen treten dir in die Augen, die Nase läuft und die Luft bleibt weg. Du trinkst und trinkst, aber der Pfeffer ist hartnäckig. Er beißt, kratzt und brennt, bis du verzweifelt den Rest des Curry — ausgenommen, die noch vorhandenen Pfefferschoten — hinunterschlingst. Du schmeckst keinen Reis, keine Ananas und Bananen mehr. Du hast nur das eine Bestreben, das Brennen loszuwerden. Erst nach Stunden aber gelingt es dir. Dann schwörst du bei allen guten und bösen Geistern Afrikas, nie wieder Pfefferschoten — wohl aber Curry zu essen.

In der Massaisteppe

21. Juni 1955, Massaisteppe.

Fast doppelt so groß wie Frankreich — 940 000 qkm — ist Tanganjika. Mit den Distrikten Ruanda und Urundi ist es eines der dichtbevölkertsten Gebiete Afrikas. Insgesamt leben in Tanganjika nach der letzten Volkszählung im Jahre 1948 7 453 340 Menschen. Davon sind Europäer 10 648, Inder 44 248, Goanesen 2006, Araber 11 074, verschiedene andere Rassen 2284, Eingeborene 7 383 080. So kommen also trotzdem auf den Quadratkilometer nur 8 Einwohner.

Zwei Fünftel des riesigen Landes werden für Ackerbau und Viehwirtschaft mehr oder weniger genutzt. 1950 wurden von Tanganjika Waren im Gesamtwert von 23,6 Millionen Pfund Sterling exportiert, davon entfallen 90 Prozent auf landwirtschaftliche Produkte, und die restlichen 10 Prozent sind Gold und Diamanten. Den größten Anteil der landwirtschaftlichen Produkte nimmt der Sisal ein, der besonders in den östlichen Teilen des Landes angebaut wird. Sisal ist eine Agave, die aus Mexiko eingeführt wurde. In großen Entfaserungsmaschinen werden die Fasern vom Blattfleisch getrennt und auf Holzgestellen getrocknet und gebleicht. In Ballen gelangen dann die Fasern nach Europa, wo sie zu Stricken oder Säcken und Matten verarbeitet werden. Sisal nimmt 50 Prozent der Exportprodukte Tanganjikas ein. Der nächsthöchste Anteil am Export entfällt mit 14,8 Prozent auf den Kaffee, der besonders an den Hängen des Meru und des Kilimandscharo angebaut wird. Dem Kaffee folgt mit 6,4 Prozent die Baumwolle, die fast ausschließlich von den Eingeborenen angebaut wird. Weitere Exportprodukte sind Tee, Getreide, Holz, Ölsamen, Hülsenfrüchte, Tabak und Felle. Tanganjika ist also ein fruchtbares und reiches Land.

Hochschule in Afrika

Die Schulen für Eingeborene liegen zum größten Teil in den Händen der Missionare. Aber auch heute noch sind etwa drei Viertel der Eingeborenen Analphabeten. Die Zahl der eingeborenen Schüler wird auf 600 000 geschätzt. In Ostafrika gibt es eine Hochschule, das Makerero-College in Uganda mit vier Fakultäten: Philologie, Sanitäts-, Veterinär- und Agrarwesen. In den Elementarschulen werden die Eingeborenen vorerst in ihrer jeweiligen Stammessprache unterrichtet. Später lernen sie Kisuaheli und Englisch. Das Kisuaheli — die Verkehrssprache in Afrika — stammt von den Suaheli, die ein Mischvolk sind, aus Arabern, Hamiten und Bantunegern hervorgegangen. In Ostafrika leben insgesamt 230 Stämme (in Tanganjika 120), die fast alle eine eigene Sprache oder eigene Dialekte sprechen. Zwei große Gruppen treten unter den verschiedenen Rassen hervor: die Bantu und die Nilohamiten. Zu den Bantu gehören in Tanganjika die Wanyamwesi und Wassukuma. Sie zeichnen sich durch sehr dunkle Hautfarbe, stark wulstige Lippen, breite platte Nasen und runde Schädel aus. Im Körperbau sind sie gedrungen. Als Vertreter der Nilohamiten trifft man in Tanganjika die Massai: schlanke Menschen mit schmalen Schädeln und brauner Hautfarbe. Ihr ursprüngliches Wohngebiet war der obere Nil. Von dort kamen sie um 1840 nach Süden und weiter nach Ostafrika. Der Wandertrieb steckt auch heute noch in ihnen; sie sind Viehzüchter, die mitten in der Steppe ihre Lehmhütten bauen und meist auch etwas Mais pflanzen. Aber nicht lange verharren sie an einem Ort, sondern verlassen von Zeit zu Zeit ihren Kral und bauen an einer anderen Stelle ein neues Dorf. In Kenia leben heute noch 70 000, in Tanganjika 60 000 Massai.

Gestern habe ich mit Dr. Ernst ein Massaidorf mitten in der Massaisteppe zwischen Meru und Kilimandscharo besucht. Viele Kilometer vor dem Kral trafen wir auf die Rinder- und Schafherden, die von den Massais auf die Weide getrieben werden. Man wundert sich, wie die Tiere mit dem kärglichen Futter, das ihnen die ausgedörrte Steppe bietet, auskommen, ja mitunter sogar noch fett werden können: denn die Steppe besteht in dieser Jahreszeit nur aus Staub, Staub und nochmals Staub, in dem die nur noch aus wenigen millimeterhohen prasseldürren Stoppeln bestehenden Überreste von Grasbüscheln hocken. Auch die wenigen Sträucher und die nur vereinzelt auftretenden Bäume bieten keine Nahrung. Kaum daß man an ihren Zweigen ein braunes Blättchen findet, nur Dornen, nichts als Dornen. Manchmal hat man das Glück, auf eine grüne Oase inmitten der Einöde zu treffen: ein kleines Bächlein — in der Regenzeit zum Fluß anschwellend — zieht durch das Land und gibt mit seinem Wasser Bäumen und Büschen Lebensmöglichkeit. Als schmaler grüner Saum zieht sich so der Galeriewald durch die verdurstete Steppe. Hierher kommen die Thomson-Gazellen abends oder in den frühen Morgenstunden, wenn sie ihren Durst stillen wollen, hier spielen in den Bäumen die Meerkatzen, hier lauert aber auch der Leopard auf seine Beute.

Unser „Unimog“

Wir sind mit dem „Unimog“ in die Steppe gefahren. Das ist ein Universalfahrzeug, eine Erfindung des Teufels, ein Instrument, um sämtliche Organe, die man unter seiner Haut besitzt, durcheinanderzuschütteln, um Prellungen und Blutergüsse zu produzieren, um den Menschen auf mittel-

alterliche Weise zu foltern. Das ist der „Unimog“, ein Lastkraftwagen, eine Zugmaschine, eine Kipplori. Er klettert Berge hinauf und poltert Abhänge hinab, er stürzt sich in Flüsse und wühlt sich durch Sanddünen, er bricht sich durch Busch und Unterholz einen Weg — aber er martert dich und raubt dir den letzten Nerv. Denn jede kleine Bodenwelle, jedes Schlagloch, jede sanfte Erhebung, jedes Steinchen, über das ein anderer Wagen elegant hinweggleitet, mit seiner Federung auswiegt, wird vom „Unimog“ mit einer erdbebenartigen Erschütterung überfahren. Man fliegt vom Sitz in die Höhe, schlägt sich das Knie am Türgriff ein und prallt mit dem Schienbein gegen eine Blechkante. Es nützt nichts, daß man die Füße fest gegen die Vorderwand preßt, es hilft nichts, wenn man den Körper locker in den Sitz fallen läßt und jeder Erschütterung mit einem Schlottern aller Glieder nachgibt: bald schon spürt man den Schmerz im Kreuz, der immer aufdringlicher den Rücken hochkriecht. Dazu versteht es der „Unimog“, mit seinen großen breiten Reifen den Staub wunderbar aufzuwirbeln und durch die offenen Fenster in sein Inneres zu saugen. Man schließt also die Fenster. Aber das hält niemand lange aus, denn auf das Dach brennt die tropische Sonne, und von innen heizt der Motor, der sich in einem Kasten zwischen Fahrer und Beifahrer hineinschiebt und dessen Blechhaube so heiß wird, daß du dir die Beine verbrennst, wenn du sie, um den Stößen und Hieben des „Unimog“-Ungetüms einen Widerstand zu leisten, dagegenstemmst.

Bald ist die Hitze so groß, daß überall auf der Haut kleine Schweißperlen glitzern und Tränen von der Stirn rinnen. Du öffnest also das Fenster wieder, und der aufgewirbelte Staub dringt herein, legt sich über deinen ganzen Körper, pudert dich ein und saugt das letzte Tröpfchen Speichel aus deinem ohnehin schon ausgetrockneten Hals. Der Staub legt sich auf Photoapparate und Teleobjektive und sorgt dafür, daß die Tiere, die du fotografieren willst, dir im Sucher wie durch einen Schleier verhüllt erscheinen. Natürlich hat man, als geübter Photoschütze, ein zartes Läppchen bei sich, um den Staub vom Objektiv zu entfernen. Du faßt also nach dem Lappen, der in einer der vielen Taschen deiner Popelinejacke neben Schlangenserum, Filmkapseln, Strick, Rasiermesser, Streichhölzern, Zigarettenschachtel, Notizbuch, Taschentuch und tausend anderen Utensilien verborgen ist. Mit schweißbedeckter Hand ziehst du ihn aus der Tasche heraus und fährst dann liebevoll über das Wertvollste, was du auf deine Safari mitgenommen hast, über dein Teleobjektiv. Sorgsam mischt sich Lavastaub mit Schweiß und erzeugt eine hauchdünne Schicht, die zu entfernen dir einige Sorgen bereitet. Du wischst und wischst, immer hastiger und schneller, denn schon taucht eine Herde Gnus auf, die sich im Galopp direkt auf deinen Wagen zu bewegen und dir Möglichkeiten zu herrlichen Farbaufnahmen bieten. Da sind sie schon heran. Schnell zum Fenster hinausgebeugt und abgedrückt. Ein-, zwei-, drei-, zehnmal. Dabei mehrmals die Blende geändert, denn das Licht narrt dich und ändert sich durch die kleinen Wölkchen, die ab und zu die Sonne verdunkeln, dauernd. Da bleibt die erste Gruppe der etwa 40 Stück zählenden Herde stehen, um auf die Nachzügler zu warten. Ein wunderbares Bild. Ganz nahe ist der mächtige Bulle. Mit seinem klotzigen dunklen Schädel schaut er zu dir herüber.

Schon sind zwanzig Aufnahmen heruntergeknipst. Da kommt der Rest der Herde, in eine Staubwolke gehüllt. Ganz am Schluß eine Kuh mit einem Kalb. Und dann braust die Herde geschlossen davon. Den letzten macht jetzt der große Bulle. Im Abstand von 50 Metern laufen sie neben

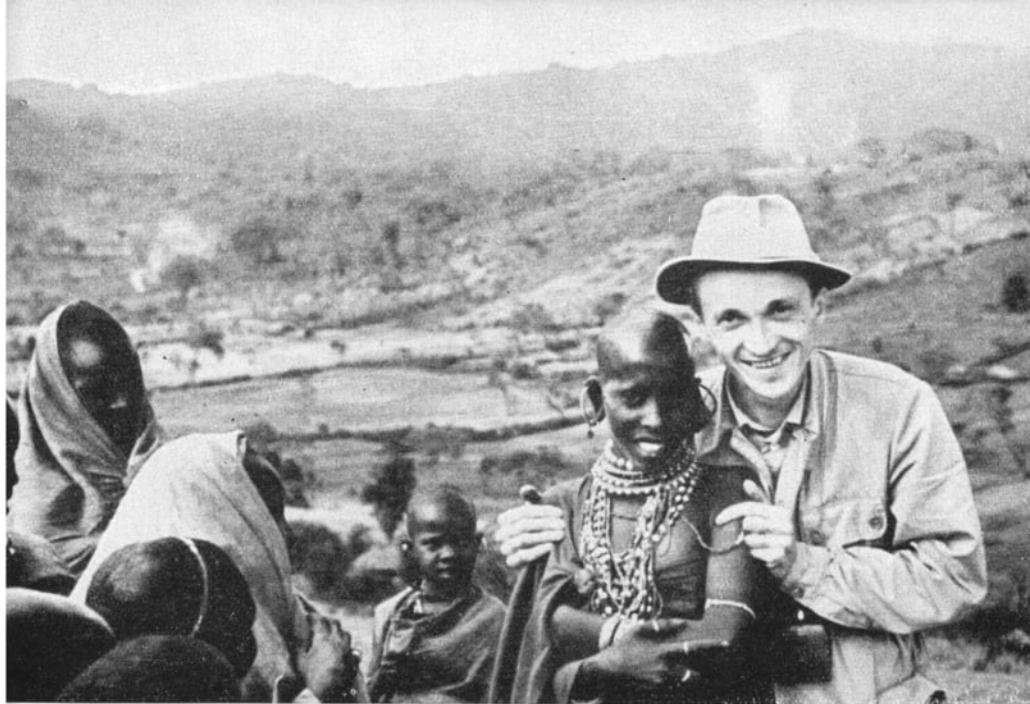


Ein junger Pavian lief auf dem Farmgelände frei herum



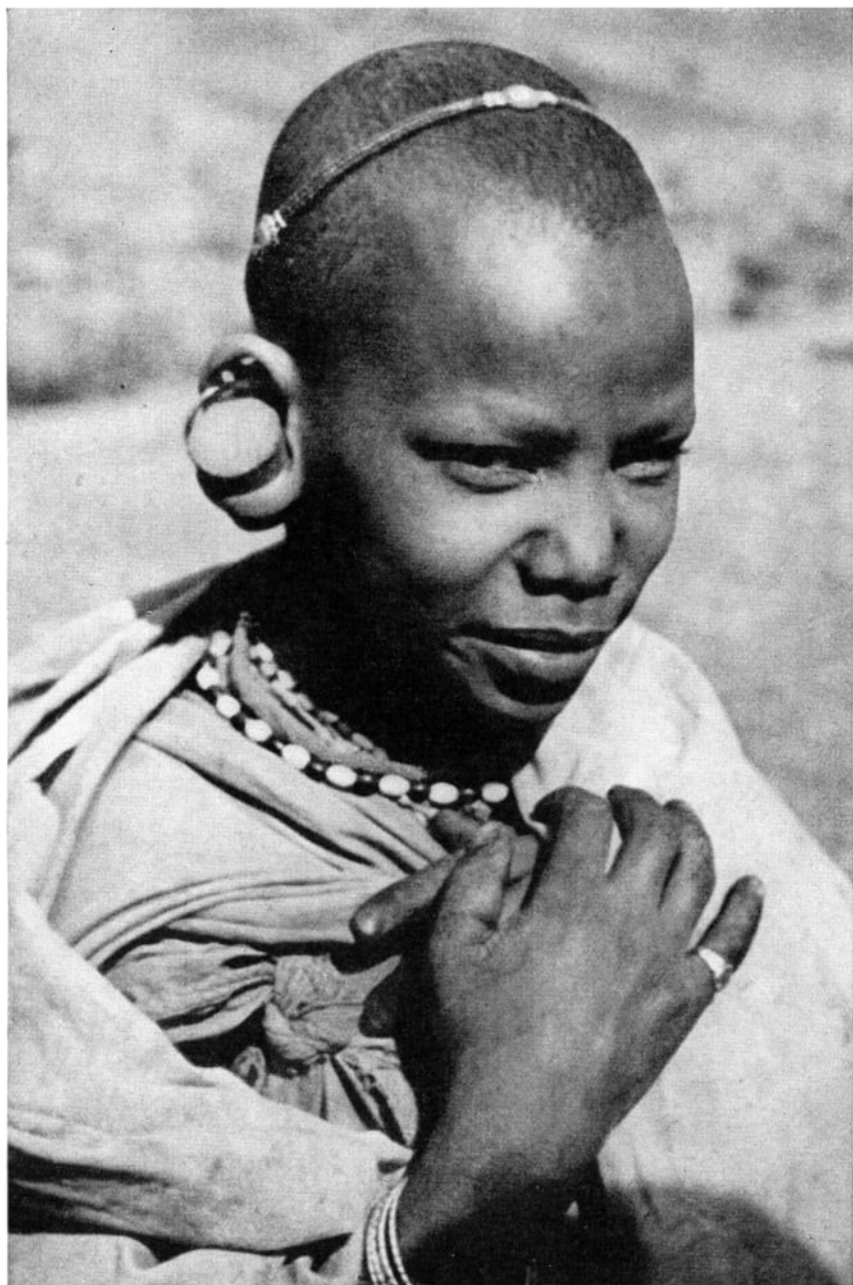
Bei der Fahrt in die Massai-steppe wirbelt der Lastwagen den trockenen Lavastaub auf — Es ist nicht verwunderlich, daß die Fangwagen mehrmals am Tage repariert werden mußten, denn sie fuhren über Stock und Stein dem flüchtenden Wild nach





Nachdem ich einige Geldstücke unter den Waruscha verteilt hatte, wurden sie zu-
traulicher — Neugierig schauen sie durch den Sucher meiner Filmkamera





Dieses Waruscha-Mädchen hatte alle Anlagen dazu, ein Filmstar zu werden

dem „Unimog“ her, der ratternd und klappernd die Verfolgung aufnimmt. Er hopst und springt über die steinharten Grasbüschel hinweg, schlägt in Staublöcher, und du fliegst auf deinem Sitz hin und her. Mit dem vom „Unimog“ aufgewirbelten Staub mischt sich der Staub der Herde, dringt in deine Augen, die zu tränen beginnen. Aber du merkst es kaum, denn das Jagdfeber hat dich gepackt. Da kommt die Herde wieder heran und versucht erneut, den Weg zu kreuzen. Plötzlich sind auch Strauße dabei, die irgendwo hinter Dornenbüschen standen. Mit einem Ruck hält der Wagen, und du prallst mit dem Schädel gegen die Windschutzscheibe, reißt die Tür auf, springst von dem über einen Meter hohen Sitz hinab, stellst noch schnell die Entfernung ein, und dann sind sie schon wieder da, die Gnus und die Strauße. Wieder ist der Bulle in der Mitte der Herde und wieder wartet er, die Deckung gegenüber dem Wagen übernehmend, auf die Nachzügler, denen er sich dann anschließt. Im Gänsemarsch, an Ballettmädchen mit kurzen Röckchen erinnernd, steigen im schnellen Trab die Strauße vorüber und verschwinden irgendwo hinter Dornengestrüpp. Eine weithin sichtbare Staubwolke verrät den Weg, den Gnus und Strauße eingeschlagen haben. Da ist aber auch der Film zu Ende. 40 Bilder hast du in wenigen Minuten heruntergeschossen. Ebensooft hättest du ein Gewehr an die Backe reißen und todbringendes Metall auf die schönen Tiere abschießen können. Wie einfach wäre das gewesen, welch ein leichter Mord. Du aber bist froh, daß du es nicht getan hast, daß du in deiner Filmkapsel, die du der Kamera entnimmst und sorgfältig in eine Blechkapsel versenkst, mit einem Klebband verschließt, dessen Klebstoff dir in Fäden an den Fingern hängt, weil er in der Hitze weich geworden ist, lebendige Schnapsschüsse des Tierlebens der afrikanischen Steppe verborgen hast, die von der Schönheit des bewegten, edlen Tierkörpers berichten, die dir bessere Erinnerung sein werden, an die Stunden in Staub und Steppe, als es ein oder zehn bleiche Schädel an der Wand deines Zimmers wären. Holpernd und bockend, wie ein scheues Pferd, das eingeritten wird, bringt dich der „Unimog“ zur Farm zurück. Du möchtest ihn nie wieder besteigen, und doch ist er die einzige Möglichkeit, über alle Hindernisse der Steppe hinwegzugelangen und dir den ganzen Zauber der unberührten Wildnis zu erschließen. Außerdem gibt er dir die Garantie, daß du nach einer Fahrt mit ihm schläfst, als wärest du narkotisiert worden.

Mit diesem „Unimog“ fuhren wir auch zum Massaidorf, zu den „wildem“ Massai, die nicht wie ihre „zahmen“ Brüder sich in der Nähe der Städte angesiedelt haben, sondern mitten in der Steppe ihre Lehmhütten errichten. Aus einem Geflecht von Zweigen, außen und innen mit einem Gemisch von Kuhmist und Lehm beklebt, sind die flachen Hütten errichtet. Der Eingang öffnet sich jeweils nach der dem Wind abgewandten Seite. Ein alter Massai, wahrscheinlich der Dorfälteste, mit rot entzündeten, herabhängenden Augenlidern empfängt uns am Eingang des Dornenkrales, der das Dorf umgibt. Kinder drängen sich um uns. Fliegen kriechen in Massen auf ihren Gesichtern herum und sitzen wie ein dunkles Polster auf den Fingern, die sie aus Verlegenheit in Nase oder Mund stecken. Frauen sind keine zu sehen. Wir schütteln dem Alten freundlich die Hand, bewundern seine schweren, aus Kupfer gefertigten Ohringe und schwatzen, ich in deutscher Sprache, Dr. Ernst in Kisuaheli. Langsam kommen jetzt auch die Frauen aus ihren Hütten hervor, die Säuglinge auf dem Arm tragend. Wir besuchen eine Hütte, kriechen in das Halbdunkel hinein, das vom Ruß geschwärzt ist. In einer Ecke sind Tierhäute

ausgespannt, das ist das Bett, auf dem der Alte mit seiner Lieblingsfrau schläft. Aufrecht stehen kann man in einer solchen Hütte nicht. Als wir wieder ans Tageslicht kommen, haben sich fast alle Dorfinsassen vor der Hütte versammelt. Junge schlanke Krieger, mit dicken Pflöcken im Ohr-läppchen, mit roter Erde gefärbter Haut und kunstgerecht ausgeführten Frisuren, wobei die Haare zu dicken, mit Talg verklebten, rot gepuderten Wülsten geformt sind, und mit bunten Perlenketten um den Hals stehen sie an ihre langen Speere gelehnt und betrachten uns eingehend.

Wir fragen den Alten, ob er es gestattet, daß ich die Hütte photographiere. Er nickt und sagt: „ndio“, das heißt „ja“. Ich photographiere seine Hütte. Wie ich aber den Apparat bereitmache, verschwinden die Frauen ängstlich in ihren Hütten. Wieder schwatzen wir mit dem Massai, necken die Kinder, die um uns herum stehen. Eine junge schöne Massaifrau hockt vor einem Tierfell und läßt Bohnen durch die Finger gleiten, damit der Wind die Hülsen davonträgt. Eine Schauspielerin oder Tänzerin könnte diese Bewegungen nicht eleganter machen. Mit welcher Anmut sie den schlanken Körper nach vorn neigt, mit den schmalen Händen ein Häufchen Bohnen aufnimmt und — die Finger langsam spreizend — auf das Fell zurückrieseln läßt, um schließlich die letzten Hülsen, die an den Fingern haftenblieben, leicht abzuschütteln. Das ist einfach unbeschreiblich. Gern möchte ich die Schönheit dieser Bewegungen photographieren. Aber sie wehrt lachend ab.

Auf jedem Plakat, das einen Afrikakulturfilm ankündigt, auf fast jedem Buch, das von einer Afrikareise erzählt, auf jedem Werbeprospekt, der den Fremden nach Afrika einlädt, ist übrigens eine nackte Negerfrau zu sehen. Das scheint mir eine grobe Täuschung zu sein, eine Irreführung. Ich habe bisher nur bekleidete, oft allerdings nur sehr gering bekleidete Negermädchen gesehen. Auf den Postkarten allerdings, die man in Arusha kaufen kann und die ich meinen Freunden nach Deutschland schickte, sind auch unbekleidete Massaifrauen. Ich möchte nur wissen, wo diese Aufnahmen gemacht worden sind oder was es für Unkosten verursachte, eine solche Aufnahme herzustellen. Trotzdem, ich gebe es noch nicht auf.

Zuwachs auf der Tierfangstation

22. Juni 1955, auf der Tierfangstation.

Der Tierbestand auf der Farm hat sich in den letzten Tagen wesentlich vermehrt. Ein junger Kronenkranich, zwei Pavian Kinder, sechs Meerkatzen, ein Zebra und 200 Rußköpfchen, kleine Zwergpapageien, sind dazugekommen. Das Zebra kam in der Nacht. Als es ausgeladen wurde, passierte ein Mißgeschick, das leicht zu einem Unfall hätte führen können. Zwischen den Außengehegen, die mit grobem Maschendraht abgegrenzt sind, befinden sich schmale Laufgänge, die zu den Stallungen an der Rückseite der Gehege führen. Sie sind nicht nur für den Wärter angelegt, der durch den Laufgang in das Stallgebäude gelangt, um dort sauberzumachen, sondern sie dienen auch für die frischgefangenen Tiere als Laufgang in den Stall, wo sie die bereits vorher gefangenen Artgenossen treffen. Am Ende des Laufganges befinden sich zwei Türen, eine öffnet sich zum linken, die andere zu dem rechten Stall. Die Verlängerung des Laufganges selbst führt in den Wärtergang, der sich an der Rückwand des Stallgebäudes entlangzieht. Dieser Weg muß natürlich versperrt werden, wenn ein gefangenes Tier eingesetzt wird, obwohl man auch vom Wärter-

gang, in das Innere der Stallungen gelangen kann. Diese Absperrung wird durch eine Bretterwand vorgenommen. Hinter dieser Bretterwand stand Dr. Ernst und erwartete das Zebra, das aus der Kiste herauskommen und am Ende des Laufganges nach rechts durch die offene Tür in den Zebra-stall gehen sollte. Als der Schieber der Transportkiste hochgezogen wurde, stürzte das Zebra in den Gang, prallte einmal links, einmal rechts gegen den Maschendraht, schlug mit den Hufen aus, wurde ängstlich und rannte vorwärts. Ohne die offene Tür zu beachten, stürzte es direkt auf die Bretterwand zu. Ein Knall, die Hufe zerschlugen das Holz, es splitterte und krachte, und dann stürzte das Zebra durch die zertrümmerte Wand in den Wärtergang, in dem sich Dr. Ernst befand, der sich durch einen schnellen Sprung nach links noch rechtzeitig in den Wärtergang des Elefantensalls retten konnte. Das Zebra aber lief nach rechts und gelangte so von hinten in den Stall der Artgenossen. Es war noch einmal gutgegangen.

Paviane sind Lausbuben

Es ist überraschend, zu sehen, wie schnell die frischgefangenen Tiere zahm werden und sich an die Nähe des Menschen gewöhnen. Schon am nächsten Tag stehen sie ruhig inmitten der anderen Tiere. Das mag wohl auch der Grund ihrer schnellen Eingewöhnung sein, sie finden sofort eine neue Herde, die bereits den Menschen kennt und nicht mehr vor ihm scheut. Manche Jungtiere schließen sich sofort nach ihrem Fang dem Menschen an und betrachten ihn als Ersatzmutter. So zum Beispiel auch die beiden Paviankinder, die Lausbuben auf der Tierfarm. Frau de Beer, die Gattin des Besitzers der Farm und des erfahrenen Tierfängers Willy de Beer — ein Südafrikaner — brachte die beiden Paviane von der letzten Fangsafari mit. Sie klammerten sich an ihren Beinen fest und wollten die Ersatzmutter nicht loslassen, als sie die Paviankinder Dr. Ernst zur Betreuung und liebevollen Pflege übergab. Nun turnen diese Lausbuben auf dem ganzen Gelände umher, das heißt, nur der kleine darf sich völlig frei bewegen, der andere ist an einer Leine befestigt. So macht der ungefesselte Pavian seine Streifzüge. Er klettert in das Gehege der Giraffen hinein, die vor ihm sogar zurückweichen, wenn er ihnen zu nahe kommt, er läuft hinter den Meerkatzen her und versucht sie am Schwanz zu ziehen. Er kommt immer wieder auf neue Streiche. Gackernd stieben die Hühner auseinander, denn der Pavian ist zwischen sie gefahren und hat einer Henne ein Bündel Federn herausgerissen. Dann wieder fordert er den Hund heraus, der sich im Schatten eines Baumes zur Mittagsruhe niedergelassen hat. Keckernd fährt er auf den schläfrig blinzelnden Schäferhund zu. Als der sich endlich bequem, aufzustehen und den Affen fangen will, ist der Pavian auf und davon. Jeder Neger, der in die Nähe kommt, wird angesprungen und in die Flucht getrieben, weshalb die meisten auch einen respektvollen Bogen um die beiden machen. Sie haben nichts als Unsinn im Kopf.

Bedeutend träger und verschlafen sind die sechs Nashörner, wovon zwei der seltenen Art der Breitmaul- oder Weißen Nashörner angehören. Ein Nashornbulle, der ein Gehege allein bewohnt, kann sich offensichtlich mit den Menschen nicht befreunden. Wenn man sich seinem Gehege nähert, prustet er und fährt gegen die Holzplanken, die als Absperrung dienen. Zu den anderen Nashörnern können die Wärter hineingehen. Sie sind zahm und zutraulich, an die Nähe des Menschen gewöhnt.

Der Nashornbulle will nicht

23. Juni 1955.

Heute ist ein weiterer Nashornbulle gefangen und zur Tierfarm gebracht worden. Das Tier ist fast erwachsen und hat anscheinend beim Fang großen Widerstand geleistet, denn die Hände des Fängers sind aufgerissen. So hat der Nashornbulle an den Seilen gezerrt. In sein Schicksal ergeben liegt er ruhig in seiner Kiste, die einem ernstlichen Angriff des Nashorns kaum standhalten könnte. Sorgsam wird die Kiste an den starken Balken des Geheges festgebunden, mit einem Lastkraftwagen an die offene Tür gedrückt und dann die Falltür der Kiste hochgezogen. Im Galopp fährt das Nashorn aus der Kiste, in eine Staubwolke gehüllt, prallt gegen die Gehegeabsperrung, steht einen Augenblick still und greift erneut an. Wir treten zurück, um das Tier nicht noch mehr aufzuregen. Aber schon hat es sich mit seinem Horn an einem Querbalken verfangen. Es zieht und zerrt. Jeden Augenblick kann das Horn abbrechen. Da springt ein Neger hinzu und schlägt dem Tier auf das Maul. Das Nashorn senkt den Kopf zu neuem Angriff, das Horn wird frei. Eine große Gefahr ist überwunden. Nun muß es erst mit seiner neuen Umgebung vertraut werden. Wir lassen es allein. Vom Nachbargehege klingt das seltsame Grunzen der dort untergebrachten Nashörner herüber. Der Neue spitzt die Ohren und schaut hinüber.

Man sollte die „Jäger“ kontrollieren!

Leider werden immer noch verhältnismäßig viele Nashörner geschossen, und nicht selten sind unter den „Jagdtrophäen“ auch Hörner, die nur wenige Zentimeter lang sind, also von noch sehr jungen Tieren stammen. Vor mir liegt ein Prospekt der „Tanganyika Tours and Safaris“, eines Reisebüros, das für „reiche Leute“ Jagd- und Photoreisen organisiert. Dieser Prospekt enthält auch eine Liste der Tiere, die gegen ein entsprechendes Entgelt zur Jagd freigegeben sind. Auf dieser Liste sind 64 Tiere verzeichnet. Ich will hier eine kurze Aufstellung bringen: Für die „General Game Licence“ bezahlt man 600 Schilling. Dafür kann man folgende Tiere schießen:

2 Kaffernbüffel	2 Grantgazellen	1 Oribi-Antilope
2 Buschböcke	4 Thomsongazellen	2 Zwerg-Antilopen
2 Dikdik	6 Hasen	22 Antilopen verschie-
6 Duiker	4 Hartebeest-Antilopen	dener anderer Arten
1 Elen-Antilope	3 Impalla-Antilopen	3 Zebras

Für folgende Tiere kann man eine zusätzliche Lizenz erhalten:

1 Gepard	500 Schilling	1 Leopard	500 Schilling
2 Elefanten	600 Schilling p. St.	1 Löwe	200 Schilling
2 Giraffen-		2 Guereza-	
gazellen	50 Schilling p. St.	Affen	20 Schilling p. St.
2 Nilpferde	20 Schilling p. St.	2 Oryx-	
2 Klippspringer	5 Schilling p. St.	Antilopen	50 Schilling p. St.
4 Kudus	50 Schilling p. St.	2 Nashörner	200 Schilling p. St.

Die hier angeführte Aufstellung ist nur ein Teil der Liste, die mir vorliegt. Aber es genügt, um zu zeigen, daß für Geld fast jedes Tier geschossen werden darf. Leider enthält diese Liste auch eine Anzahl der Tiere, die von der Gefahr des Aussterbens bedroht sind. Dazu kommt, daß mit manchen Jagdtrophäen noch ein verhältnismäßig gutes Geschäft gemacht werden kann. Die Generallizenz bezahlen die Einwohner von Ostafrika, und die Eingeborenen jagen mit Speeren und mit Pfeil und Bogen. Nur die Jagd mit Giftpfeilen ist untersagt. So kann man sich also gut ausrechnen, wie lange es in Afrika noch möglich sein wird, Tiere in freier Wildbahn zu sehen. Es gibt wohl einige Naturschutzparks und Reservate, in denen kein Tier oder zumindest manche Arten nicht geschossen werden dürfen — aber diese sehr lobenswerten Einrichtungen werden nicht imstande sein, die Ausrottung der afrikanischen Großtiere aufzuhalten, wenn der Schutz des Wildes nicht noch umfassender gestaltet und die Ausgabe von Jagdlizenzen eingeschränkt wird. Auch sollte man sich die „Jäger“, die eine Lizenz beantragen, genau ansehen, auf ihre Fähigkeiten als Schütze überprüfen und nach dem Zweck des Jagens fragen. Ein Töten von Tieren als Sport ist abzulehnen. Wenn auch die begeisterten Jäger gegen meine Meinung protestieren werden; die Jagd ist heute mit den modernen Waffen und durch die bereits geschilderten Bequemlichkeiten ein „Kinderspiel“ und keineswegs ein Zeichen von „Manneswürde“. Natürlich wird es hin und wieder notwendig sein, für wissenschaftliche Untersuchungen oder um den Wildschaden einzudämmen, Tiere zu erlegen. Das aber sollte unter strenger Kontrolle und nur durch Fachleute geschehen.

Tierschutz oder Sport?

Ich weiß, daß in letzter Zeit oft und von verschiedenen Seiten gemahnt worden ist, den Schutz der Tiere auf unserer Erde umfassender zu gestalten und die sogenannte Sportjagd zu verbieten. Ich habe dennoch diese Zeilen geschrieben, weil ich mich mit eigenen Augen überzeugen konnte, daß die meisten Tiere Afrikas, die von weißen Jägern geschossen werden, einem gutbezahlten, amüsanten Steckenpferd, einem „Hobby“, zum Opfer fallen. Wie kann man vor einem Menschen Achtung haben, dessen Steckenpferd es ist, zu töten? Wo ist der Unterschied zu den Tierhatzen des Mittelalters, die heute in aller Welt verpönt sind? Ob die Tiere gefangen und in einen Jagdgarten zum Abschlichten getrieben werden, wie das zu jenen Zeiten geschah, oder ob der moderne Jäger mit bequemem Wagen in das Jagdgebiet gefahren und das Wild ihm durch Treiber vor die Flinte gebracht wird, ist am Ende dasselbe. Wo sind dabei Gefahren und Strapazen, die das Gerede von Mut und Tapferkeit, von Kaltblütigkeit und Entschlußkraft rechtfertigen können? — — —

In der vergangenen Nacht hat ein Unbekannter den Affenkäfig geöffnet und die Meerkatzen herausgelassen. Das ist sehr ärgerlich, denn die Tiere sollten in den nächsten Tagen nach Europa geschickt werden. Wie soll man bis zum Abgang des Schiffes in dieser kurzen Zeit wieder neue Affen fangen? Das ist fast unmöglich. Sorgen gibt es auf einer Tierfangstation immer, und Verluste können jederzeit auftreten. Auch während des Transportes auf dem Seeweg nach Europa gibt es noch einige erhebliche

Schwierigkeiten zu überwinden. Da ist zum Beispiel die Fahrt durch das „Rote Meer“, wo in den Sommermonaten eine Hitze von 45 Grad C im Schatten keine Seltenheit ist. In dieser ungeheuren Hitze stehen die Tiere in ihren Kisten an Bord, durch ein Sonnensegel etwas beschattet. Wenn sie diese Tage im „Roten Meer“ und den Aufenthalt in den dortigen Häfen überstanden haben, dann ist das Schlimmste überwunden. Noch wartet die stürmische Biskaya mit einigen Überraschungen auf. Schließlich aber werden sie in einem deutschen Hafen entladen und verbringen die ersten Wochen in einer Quarantänestation, bevor sie mit der Eisenbahn in die Tierhandlungen gebracht werden.

Einen richtigen Filmstar...

Aber wir haben Glück im Unglück! Der Massai — oder ich muß ihn besser Mruscha nennen, denn die ansässig gewordenen Massai werden Waruscha genannt (Mruscha ist die Einzahl) — kam von seinem Bergdorf herab und verkündete uns, daß er 10 Meerkatzen gefangen habe. Wir sind mit dem „Unimog“ zu ihm hinauf in die Berge gefahren. Diesmal wurde ich von den Kindern, als guter Bekannter begrüßt. Auch hatten sie nicht mehr die große Angst vor der Kamera und schauten mir staunend zu, wie ich filmte. Es war ein sonniges Wetter, wie es für Filmaufnahmen nicht besser sein konnte. Bald kamen auch — noch etwas zögernd — die Mädchen heran. Eine davon eignete sich wunderbar als Filmstar. Sie trug eine große Flasche auf dem Kopf, setzte sie zu Boden, zeigte ihren Schmuck und machte alles, was wir ihr sagten. Ich habe viele Meter Film verdreht und über 30 Aufnahmen aus allen Entfernungen und Blickfeldern von diesem schönen Mädchen gemacht. Meine Bemühungen schien jedoch ihr Vater, der dem Vorgang interessiert zusah, mißverstanden zu haben. Plötzlich sprach er auf Dr. Ernst ein, deutete dabei auf mich und seine Tochter, zeigte auf seine Rinderherde und erhob sechs Finger. Dr. Ernst lachte und sagte mir, daß der Vater mir seine Tochter anbiete, er wolle sechs Ochsen für das Mädchen haben. Ich lehnte höflich ab. Jetzt kamen auch noch andere Mädchen, verschämt lachend, und stellten sich vor die Kamera. Ich drehte, was ich nur erhaschen konnte: die bunten Ringe an den Fußgelenken, die Armreifen und Halsreifen in Großaufnahmen, die ewig laufenden Näschen der Kinder, die weißen Zahnreihen der lachenden Mädchen, die großen Ohrpflocke der Burschen — kurz alles, was mir vor das Objektiv kam. Es war eine reiche Ausbeute.

Schließlich berichtete uns der Dorfälteste, daß im Nachbardorf seit gestern das Beschneidungsfest der Mädchen gefeiert würde. Er wiegte sich mit dem Oberkörper hin und her, um uns zu sagen, daß die Mädchen tanzen. Man sah das Dorf im nächsten Berghang liegen und hörte den Gesang herüberklingen, wenn der Wind günstig stand. Also setzten wir uns in den „Unimog“ und fuhren zum Ngoma, zum Fest der Waruscha. Auf unmöglichen Wegen, Pfaden, auf denen täglich die Rinder zur Weide getrieben werden, die nur aus einer tiefausgetretenen Rinne bestehen, holperte, ächzte und schnaufte der „Unimog“ dem festlichen Dorf entgegen. Und wieder mußte ich den „Unimog“ bewundern — trotzdem er uns zusammenschüttelte. Ohne ihn wäre ein Vorwärtkommen in den Bergen der Waruscha nur zu Fuß möglich gewesen.

Die Waruscha feiern ein Fest

Wir haben am Fest der Waruscha teilgenommen. Als wir uns dem Dorfe näherten, kamen uns die festlich geschmückten Mädchen entgegen. Breite Halsketten aus bunten Perlen, die auf große Drahtreifen aufgezogen werden, hingen ihnen bis über die Schultern hinweg. Ähnliche Ringe und Reifen trugen sie auch an den Armen und Beinen und in den Ohren. Lachend und schwatzend reichten sie uns die Hand, kicherten verschämt, schauten sich untereinander an und sprachen in der Massai-Sprache auf uns ein. Ich war überrascht, daß die sonst so scheuen Mädchen heute so aufgeschlossen und zutraulich waren. Aber ihre glänzenden Augen verriet mir die Ursache: sie hatten Pombe getrunken. Pombe ist die Bezeichnung für alle alkoholischen Getränke, besonders aber für das von den Eingeborenen so geschätzte Hirsebier, das sie auch selbst herstellen. Die Mädchen trugen aus kürbisähnlichen Früchten gefertigte Flaschen mit sich herum und nahmen hin und wieder einen Schluck. Eine von den Schönen schleppte sogar einen ganzen Kanister mit. Von den Mundwinkeln rann das Bier in kleinen Bächlein zu Boden, als sie daraus trank. Viele Mädchen hatten mit gelben, roten und weißen Farben Ornamente auf ihr Gesicht gemalt, und eine hatte sich sogar die Lippen geschminkt, allerdings mit schwarzer Farbe. Stolz ließen sie sich von uns bewundern und gestatteten auch, daß wir ihren Schmuck untersuchten. Dann begleiteten sie uns lachend, mitunter über einen uns unverständlichen Witz laut aufschreiend, zum Dorfeingang. Wir schauten durch das Tor im Dornenzaun auf den Tanzplatz. Auf der einen Seite standen die Mädchen und bewegten den Oberkörper leicht vor und zurück, die Arme in Hüfthöhe leicht eingewinkelt, den Kopf etwas erhoben. Die breiten Halsreifen schlugen im gleichen Rhythmus zum Kinn hoch und fielen dann wieder auf die Brust herab. Die Ohrringe schwingen mit, die ganze Gestalt wurde von der leichten geschmeidigen Bewegung erfaßt. Den Takt dazu gaben die Jünglinge an, die, den Mädchen gegenüberstehend, im gleichen Rhythmus seltsame, dumpfe, nasale Laute ausstießen und ihren Körper ähnlich wie die Mädchen im Takte wiegten. Dabei schlugen die langen dünnen Zöpfchen, die sie sich geflochten und mit roter Erde gefärbt hatten, auf die Schultern. So ging es eine lange Zeit, ohne daß sich etwas Besonderes ereignete. Auch kleine Mädchen, die kaum drei Jahre alt sein mochten, beteiligten sich an dem Tanz, während die Jungen abseits standen und zuschauten. Von dem monotonen, aber sehr eindringlichen Rhythmus waren alle gepackt, und auch die Zuschauer bewegten sich im gleichen Takt mit.

Niemand kann sich dem Rhythmus entziehen

Der Dorfälteste empfing uns am Eingang, reichte uns die Hand und grüßte auf Kisuaheli: „Jambo, Bwana“, Guten Tag, Herr. Wir erwiderten den Gruß freundlich. Auch seine Augen glänzten unter der Wirkung des genossenen Alkohols. Er erzählte uns, daß das Fest bereits gestern begonnen hatte und man schon einen Tag und eine Nacht durch getanzt hätte. Dann lud er uns ein, in den Kral zu kommen. Sofort waren wir von den Kändern umringt, die uns neugierig betrachteten, während sich die Tänzer vorläufig nicht stören ließen. Jetzt traten aus der Gruppe der Männer, immer im Rhythmus sich bewegend, zwei Burschen hervor,

schritten auf die Mädchen zu und sprangen gleichzeitig mit gestreckten Beinen, die Arme an den Körper lang angelegt, in die Luft. Sie schienen sich gegenseitig überbieten zu wollen und machten immer höhere Sprünge, wobei sie von einem Dritten angefeuert wurden, der mit hoher Stimme kurz abgehackt sang. Gleichzeitig trat die Reihe der Mädchen einen Schritt hervor, dabei sich immer in den Hüften wiegend. Gern hätte ich einige Aufnahmen gemacht. Als ich aber zur Kamera griff, schüttelte der Dorfälteste den Kopf und gab mir unmißverständlich zu verstehen, daß das nicht erwünscht sei. Inzwischen war der Kreis der Mädchen um uns herum immer größer geworden, die Zahl der Tänzerinnen immer kleiner. Das war uns nicht sehr lieb, denn wir legten keinen Wert darauf, daß wir zum „Hahn im Korbe“ wurden und vielleicht die Eifersucht der Burschen erregten. Wir wandten uns deshalb wieder mehr den Tänzern zu. Jetzt vollführten zwei andere Burschen die seltsamsten Sprünge. Mitunter trat auch ganz unvermittelt einer aus der Reihe der übrigen Tänzer und sprang den Mädchen entgegen. Ein Musikinstrument wurde dabei nicht verwendet. Das mit geschlossenem Mund erzeugte dumpfe Geräusch genügte auch zur Untermalung des Tanzes vollkommen. Ja, auch wir konnten uns diesem seltsamen Rhythmus nicht entziehen und klopfen ihn mit den Beinen mit. Lange haben wir dem festlichen Treiben beigewohnt.

Von den Mädchen begleitet, traten wir den Rückweg zu unserem „Unimog“ an. Die untergehende Sonne färbte die Gesichter der Tänzerinnen noch braunroter als sie es schon durch die Bemalung waren. Wir fragten sie, ob wir nicht ein Bild von ihnen machen dürften.

Nach langem Reden willigten sie ein. Sie winkten uns noch lange, als wir davonfuhren. Fern klang das monotone Geräusch der Tänzer, vermischt mit dem hellen, klingenden Lachen der Waruschamädchen.

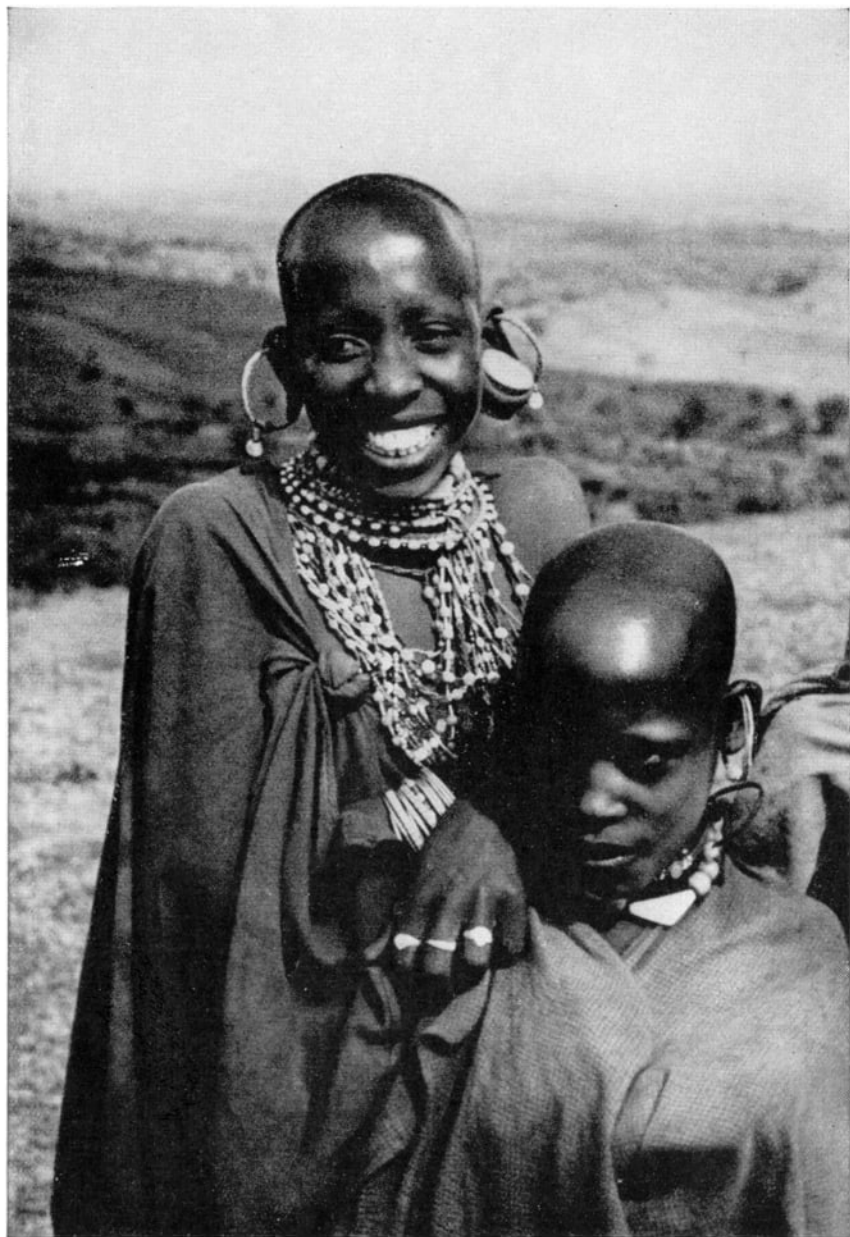
Vorbereitung für die Elefanten-,Jagd“

Der Tag hat mit einer unangenehmen Überraschung begonnen. Drei gute Fettschwanzschafe — die Zuchtböcke — sind während der Nacht aus der Herde gestohlen worden. Einer von den Hunden, deren Aufgabe es ist, die Farm zu bewachen, liegt mit schweren Verletzungen in der Nähe des Schafgatters. Durch Steinwürfe ist ihm der Schädel eingeschlagen worden. Er muß erschossen werden. Die Polizei — bestehend aus einem Weißen und vier Negern — ist da. Sie werden die Täter kaum finden. Lautlos sind die Diebe, geschützt durch die Dunkelheit der Nacht, aus den Bergwäldern des Meru gekommen und spurlos wieder in diese Wälder zurückgekehrt.

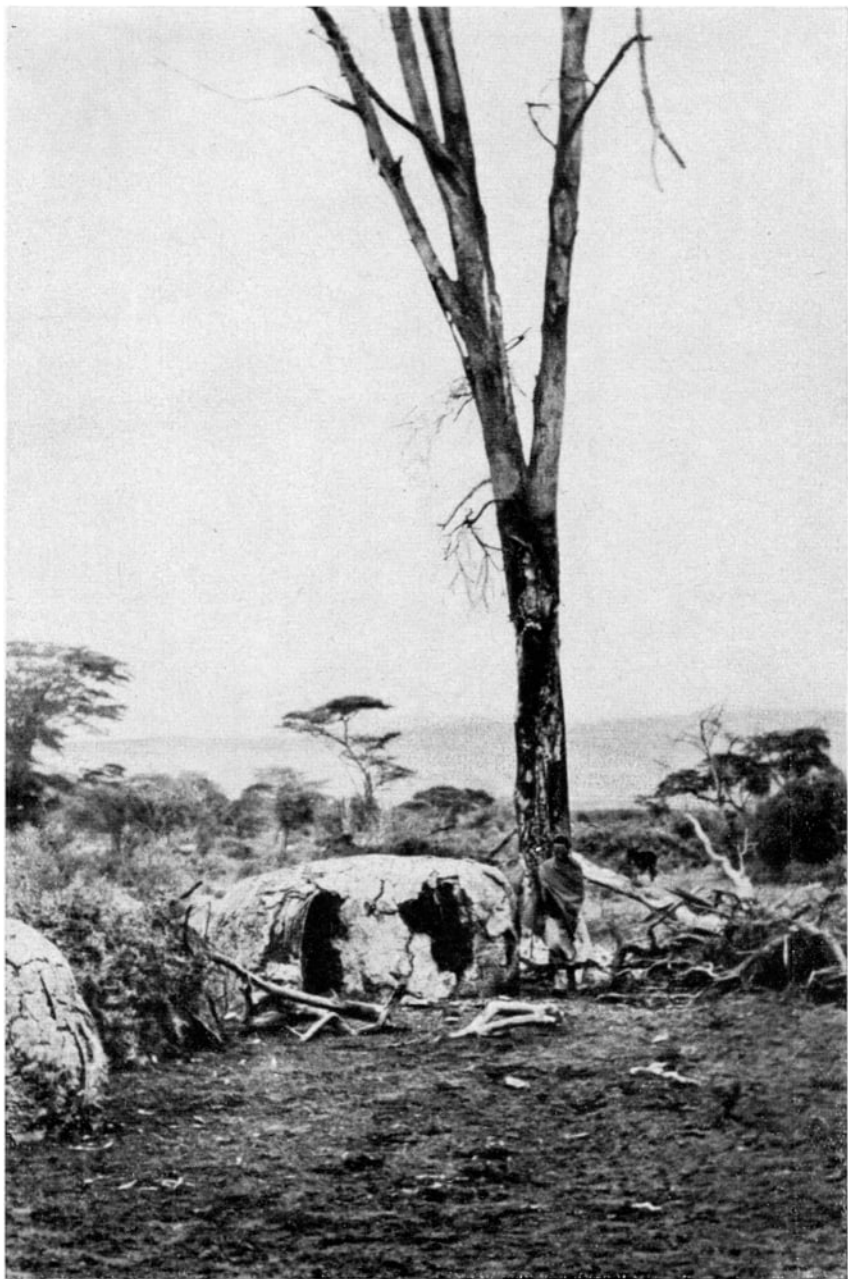
Heute werden alle Vorbereitungen für unsere Safari in das Gebiet der Elefanten am Longido getroffen, die wir morgen antreten wollen. Brot wird gebacken, Proviant zusammengestellt und das Zelt noch einmal nachgesehen. Es ist eine lange Fahrt, die wir vor uns haben, aber sie verspricht uns Begegnungen mit Elefanten, Nashörnern und Löwen. Hoffen wir, daß uns das Glück begleitet und daß wir gute Aufnahmen machen können.

Seltene und gefährliche Insekten

Am Abend sitzen wir noch lange beisammen und erzählen von Deutschland, von der Schweiz. Heitere und ernste Erlebnisse wechseln miteinander ab, Erfahrungen in der Aufzucht von Wildtieren werden aus-



Die Ohrpföcke sind ein beliebter Schmuck der Eingeborenen am Meru

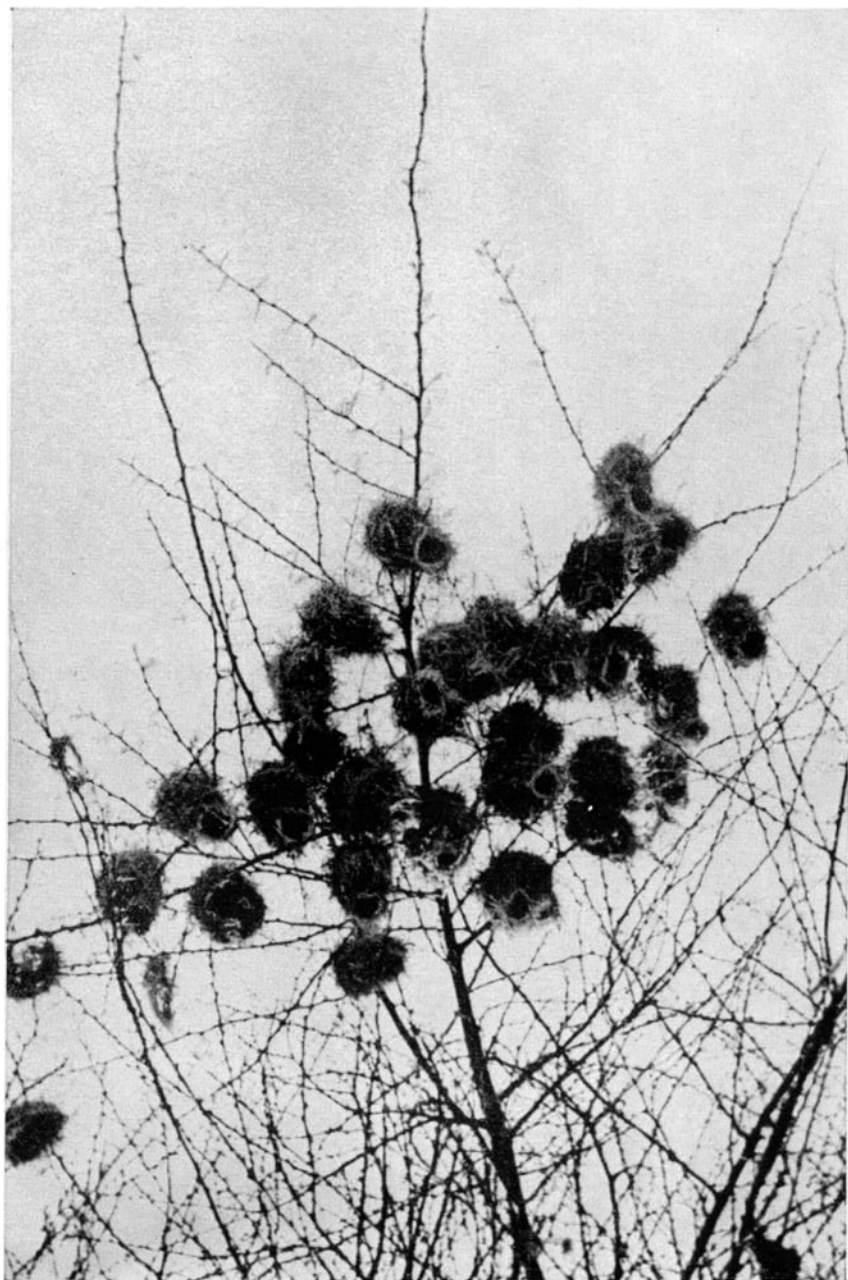


Die Massai leben in niedrigen Hütten, die aus einem Holzgerüst bestehen, das mit einem Gemisch von Kuhmist und Lehm beworfen wird



In der Steppe leben viele Antilopenarten — Oben: Hartbeest, unten: Impala-Antilopen





Nester der Webevögel

getauscht. Um die Petroleumlampe schwirren Nachtfalter, die vom Licht angezogen in das Zimmer geflogen sind. Dann stellen sich auch andere Insekten ein: Gottesanbeterinnen, eine Heuschreckenart, die ein räuberisches Dasein führt und ihren Namen wegen ihrer seltsamen Körperhaltung bekommen hat. Den vorderen Teil ihres Körpers richtet sie auf — wenn sie auf Beute lauert — und erhebt die beiden mit scharfen Dornen versehenen Fangarme, bereit, jedes Insekt, das in ihre Nähe kommt, zu ergreifen und zu verzehren. Diese an eine Gebetshandlung erinnernde Körperhaltung ist es also gewesen, die der Raubheuschrecke zu dem eigentümlichen Namen verhalf.

Auch Termiten finden sich an der Lampe ein. Sie sind im Hause sehr unerwünscht, denn nichts ist vor ihnen sicher. Sie zerstören und unterminieren alles. Im Gebälk des Türrahmens haben sie sich bereits eingenistet. Manchmal rieselt Holzmehl zu Boden, ein Zeichen dafür, daß sie ihr Zerstörungswerk weiter vorantreiben. Trotz dieser zahlreichen sechsbeinigen Gäste scheint mir das Land hier verhältnismäßig arm an Insekten. Selten sieht man einmal einen Schmetterling über die Gras-ebenen flattern, und Käfer findet man fast nur auf der Losung der Tiere. Dort stellt sich meist eine große Mistkäferart — dem heiligen Pillendreher sehr ähnlich — ein.

Einen Ersatz für Schmetterlinge stellen die farbenprächtigen Honigsauger unter den Vögeln dar. Sie sind die Kolibris Afrikas. Diese kleinen Vögel haben einen langen dünnen gebogenen Schnabel, den sie in die Blüten hineinstecken, um den Nektar herauszusaugen. Ihr Federkleid schillert in den schönsten Farben. In der Umgebung der Tierfarm leben zwei Arten. Eine größere mit stahlblau bis violett glänzendem Gefieder und eine kleinere, die sich durch einen hellbraunen Bauch und gelblichweißen Brustplatz auszeichnet. Jeden Morgen schwirrt ein solch kleiner Nektarvogel vor meinem Fenster. Man könnte ihn leicht fangen — aber seine Haltung ist sehr schwierig, und es bestünde wenig Aussicht, daß er am Leben bleibt. So habe ich mehr Freude, ihm zuzuschauen, wie er von Blüte zu Blüte flattert und schnell seinen Schnabel in den Kelch steckt. Es war nicht leicht, diesen winzigen Vogel mit dem Teleobjektiv bei seinem geschäftigen Treiben zu erhaschen, denn dauernd ändert er seinen Standort und kommt damit immer wieder aus dem Schärfbereich der Kamera. Auch muß das Licht einen ganz bestimmten Einfallswinkel haben, wenn das Gefieder in seinen prächtigen Farben schillern soll. Ich habe mehrere Filme heruntergeknipt. Besonders schwierig war es, den Vogel in dem Augenblick zu erhaschen, wo er seinen Schnabel in die Blüte steckt. Meist sitzt er erst einige Sekunden vor der Blüte, schaut nach allen Seiten und dann steckt er blitzschnell seinen Schnabel in die Blüte hinein. Diese Honigvögel sind ein sehr zänkisches Volk, und besonders die Männchen bekämpfen sich, wenn sie sich bei der Nahrungssuche begegnen. Die Weibchen sind völlig unscheinbar und tragen ein graubraunes Federkleid.

Wenig gemütliche Städte

Bis weit in die Nacht hinein unterhalten wir uns über die Tierwelt Afrikas. Dann kommen wir auf die Menschen und Städte zu sprechen. Immer wieder fällt es einem auf, wie wenig gemütlich die Hotels und Cafés in den Städten eingerichtet sind. Auch Arusha, das in seinem Stadt-

bild bedeutend angenehmer als Nairobi ist, macht darin keine Ausnahme. Sollte man doch annehmen, daß die Europäer, die in diesem Lande wohnen, sich alle Mühe geben müßten. Es gibt zwar ein Café, das den verheißungsvollen Namen „Wiener Café“ trägt, aber kaum etwas von einem „Wiener Café“ zeigt. Der Inhaber spricht österreichischen Dialekt, und wenn ein Gast eintritt, dann legt er auf das Grammophon einen Wiener Walzer auf — sonst aber ist das Café wie jedes andere auch. Selbst der dort angebotene Kuchen macht keine Ausnahme. Im Kino gibt es drei Platzgruppen: für Neger, für Inder und für Europäer. Zu Beginn der Vorstellung erscheint das überlebensgroße Bild der englischen Königin, und dazu erklingt die englische Nationalhymne. Dann stehen alle Kinobesucher auf und setzen sich erst wieder, wenn die letzten Töne verklungen sind. Über den Inhalt der Filme habe ich schon berichtet. Sie stammen meist aus amerikanischer und englischer Produktion. Eine süd-afrikanische Filmgesellschaft soll — wie mir berichtet wurde — hin und wieder einmal Filme bringen, die sich mit den Problemen des Landes auseinandersetzen. Aber das ist selten. Einmal in der Woche wird auch ein indischer Film gespielt, der fast ausschließlich von Indern besucht wird. Ein kleines Theater, in dem Laien spielen, ist auch in Arusha vorhanden.

Sie trennen sich nicht von ihrem Schmuck

Für den Fremden besteht die Möglichkeit, sich in einem großen Geschäft Andenken zu kaufen. Hier gibt es Negertrommeln, Leopardenfelle, Perlenketten, Elfenbeinschnitzereien, Holzfiguren und Ringe aus den Schwanzhaaren des Elefanten und der Giraffe. Die meisten dieser Gegenstände werden in Nairobi angefertigt und haben mit der echten Negerkunst kaum etwas zu tun. Es ist sehr schwierig, von den Eingeborenen irgendeinen Schmuck zu erwerben. Sie trennen sich nur sehr ungern von ihrem Eigentum. Es hat lange gedauert und vieler Überredungskunst bedurft, ehe ich von einem Waruschamann ein kleines Perlenarmband erwerben konnte. Geschnittene Holzfiguren habe ich weder bei den Waruscha noch bei den Massai entdecken können. Nur die Hocker, auf denen sie in ihren Hütten sitzen, sind aus einem Stück eines Baumstammes geschnitzt. Aber davon trennen sie sich nicht, auch wäre ein solcher Gegenstand viel zu schwer, um ihn mit dem Flugzeug zu transportieren, denn jedes Kilo kostet 15 DM Luftfracht.

Die Perlen, aus denen die Eingeborenen ihren Schmuck fertigen, werden aus Venedig importiert und gelangen für wenig Geld auf dem Eingeborenenmarkt zum Verkauf. Besonders kräftige dunkle Farben werden bevorzugt.

Die Waruscha ziehen diese Perlen auf Tiersehnen auf und tragen sie als große Ohrringe, wobei auch der obere Teil des Ohres durchbohrt wird. Auch für Hals-, Arm- und Beinketten werden die Perlen verwendet. Ich hätte gern für ein Museum den vollständigen Schmuck einer Massaifrau erworben, aber gegen Geld ist das kaum möglich, und es widerstrebt mir, in Arusha billigen Schaumgoldschmuck zu kaufen — der vielleicht einen Anreiz zum Tausch bieten könnte — und ihn den Mädchen für ihren geschmackvollen, selbstgefertigten Schmuck anzubieten. Auf dem Farbphoto habe ich ja den Schmuck oft festgehalten. In die Halskette ist meist eine kleine Kapsel eingefädelt, die eine Medizin, einen Talisman enthält. Sie ist völlig „tabu“.

Für die nächsten Tage will ich mich vorerst mit Elefanten, Nashörnern und Löwen beschäftigen. Wahrscheinlich treffe ich dabei auch auf die Massai, denn wir fahren mitten in das Massaireservat hinein. Die Kameras sind schußbereit, die Safari kann beginnen.

Heimat der tausend Elefanten

27. Juni 1955, in der Elefantensteppe am Fuße des Kilimandscharo.

Wir sind in die weite Steppe hinausgefahren. Sie hat fortwährend ihr Gesicht geändert. Erst war sie endloses Grasland, dann wurde sie zur Obstbaumsteppe, bestanden mit knorrigen, kleinen Bäumen, später verschwand jede Vegetation, und eine 10 Kilometer lange glatte Ebene, einem riesigen Flugplatz ähnlich, zeigte an, wo in der Regenzeit ein seichter See sich bildet. Jetzt aber war hier kein Tropfen Wasser. Nur eine Fata Morgana spiegelte uns die Illusion einer weiten Wasserfläche vor, die, je näher man ihr kam, um so mehr sich entfernte. Schließlich fuhren wir in die Buschsteppe hinein, in der große Schirmakazien stehen, die Heimat der Elefanten.

Auch die Tierwelt änderte sich jeweils mit der Vegetation. Im Grasland trafen wir Thomson- und Grantgazellen. Die Obstbaumsteppe wurde von Impala-Antilopen bewohnt, die in dieser Jahreszeit nach Geschlechtern getrennt in Rudeln leben. Wir stießen auf Bockherden und auf Gesellschaften weiblicher Schwarzfersen-Antilopen, wie die Impalas auch genannt werden. Außerdem waren Zebras und Oryx-Antilopen, auch Giraffen, häufig zu sehen. Ein mächtiger Giraffenbulle, dunkelbraun in der Grundfarbe, stellte sich etwa 50 Meter vor dem Auto auf und bot mir eine wunderbare Gelegenheit, schöne Farbaufnahmen zu machen. Als ich ihn gern noch in Bewegung aufnehmen wollte, war es schwierig, ihn zu vertreiben. Hüpen, Rufen und Hutschwenken störten ihn gar nicht, erst als wir auf ihn zuliefen, bequerte er sich, in einen Galopp zu verfallen. Aber nur wenige Meter lief er vor uns davon, dann blieb er schon wieder stehen und schaute zu uns herüber. Die Giraffen sind nicht scheu. Sie sind völlig geschützt, genauso wie die Giraffengazellen und die Riesentrappen.

In der Obstbaumsteppe waren auch die kleinen, buntgezeichneten Nashornvögel sehr zahlreich. Oft flogen sie kurz vor dem Wagen auf und begleiteten uns ein Stück. Aus dem Gras klang der Lockruf der Frankoline. Der ausgetrocknete See zeigte Spuren von Elefanten, Nashörnern, Gnus und anderen Tieren, die darüber hinweggewechselt waren. In dicken Ballen lag dort die Losung der Elefanten. Mitunter war sie nur wenige Stunden alt, wie man an der rotbraunen Farbe erkennen konnte. Als wir schließlich in die mit großen Schirmakazien bestandene Steppe einfuhren, fanden wir die Spuren der Elefanten überall. Akazienäste lagen abgebrochen und ihrer Rinde beraubt am Boden. Ganze Baumgruppen waren von den Elefanten zerstört worden, und im staubigen Boden zeichneten sich deutlich die großen Trittsiegel dieser Dickhäuter ab. Wir hatten das Ziel unserer Safari erreicht.

Nur durch eine Leinwand getrennt

Schon sendet die untergehende Sonne ihre letzten Strahlen über die Steppe, als wir das Zelt aufbauten. Im Licht der Autoscheinwerfer nahmen wir unser Abendbrot, aus Büchsenfleisch, Früchten und Brot

bestehend, ein. Dann legten wir uns nieder. Aber ich konnte nicht einschlafen. Ein leichter Kopfschmerz, der von Stunde zu Stunde immer stärker wurde, hielt mich munter. Ich lauschte auf die Stimmen, die aus dem Dunkel der Nacht erklangen.

Nachdem die Vögel verstummt waren, schrillte das Konzert der Zikaden, das man jedoch sehr bald überhört, da es ein fast gleichbleibender hoher Laut ist, der stundenlang anhält. Gegen 21 Uhr meldeten sich die Schakale. Ihr Winseln klang von fern aus der Steppe. Fast zu gleicher Zeit ließ auch die Hyäne ihr Heulen erschallen. Aus allernächster Nähe ertönte dieses abstoßende Geräusch. Dann war es lange Zeit still. Nur in der Ferne konnte man Tierlaute hören, Grunzen und Schnauben, die ich aber nicht näher bestimmen konnte. Vielleicht waren es Gnus oder Zebras, vielleicht auch Büffel. Mitunter schienen Tiere ganz in der Nähe unseres Zeltes vorbeizukommen, denn es knackten die dürren Äste, die rund um unser Zelt am Boden lagen. Gegen 23 Uhr hörte ich den ersten Löwen brüllen. Es war weit draußen in der Steppe, und ebensoweit in anderer Richtung schien der Löwe zu sein, der dem ersten antwortete. Meine Kopfschmerzen wurden immer heftiger. Wahrscheinlich war der Grund in dem Höhenunterschied zu suchen, denn wir waren von den Hängen des Meru in die bedeutend tiefere Steppe, die sich zwischen dem Kilimandscharo und dem Meru ausbreitet, gefahren. Das Gebrüll der Löwen kam näher. Es ist ein seltsames Gefühl, die große Raubkatze um sich herum zu wissen, durch keine Gitter, nur durch eine lächerlich dünne Leinwand von ihr getrennt. Auch Dr. Ernst schien nicht schlafen zu können. Er wälzte sich von der einen Seite auf die andere und fragte mich schließlich, ob ich auch so unter Kopfweh zu leiden hätte. Da besann ich mich, daß in meiner Tasche Spalttabletten waren. Die Tasche lag im Auto. Vorsichtig lugten wir aus dem Zelt und leuchteten mit unseren Taschenlampen die Umgebung ab. Es war nichts zu sehen. Wir holten die schmerzstillenden Tabletten.

Inzwischen kamen die Löwen noch näher. Mitunter wollte das Brüllen nicht abreißen. Hatte der eine Löwe geendet, fing der andere, ein dritter, vierter oder fünfter Löwe an. Wie wir später erfuhren, haben in dieser Gegend acht Löwen ihr Jagdrevier. Manchmal schienen einige von ihnen in Streit zu geraten, denn man hörte das Fauchen, das jeder Zoobesucher so gern hört, wenn er zur Raubtierfütterung geht. Hier — in freier Wildbahn — hört sich das alles etwas anders an und ist durchaus kein so amüsanter Schauspiel wie im Zoologischen Garten. Nach der Lautstärke schätzte ich die Entfernung der Löwen auf höchstens hundert Meter. Wie die Spuren, die wir am nächsten Morgen fanden, bewiesen, hatte ich mich sogar noch überschätzt. Es ist wohl erst zwei Uhr in der Nacht gewesen, als ich endlich Schlaf fand. Fünf Uhr morgens erwachte ich. Immer noch dröhnte das Löwengebrüll in der Nähe unseres Nachtlagers und verstummte erst, als bereits das Licht des neuen Tages durch die Ritzen des Zeltes blinkte.

Auf zehn Meter Entfernung an die Nashornkuh

Wir hielten uns mit dem Frühstück nicht lange auf, denn in den frühen Morgenstunden bestehen die besten Aussichten, in der offenen Steppe und an den Wasserstellen auf Elefanten zu treffen. Schnell wurden die Kameras klargemacht, ein Ei und eine Scheibe Brot mit einer Flasche Coca-Cola hintergespült, und los ging's. Noch war das Licht zu schwach,

um Aufnahmen machen zu können, denn die Sonne steckte noch hinter dem Horizont, und der Himmel war mit einer zusammenhängenden Wolkendecke verhüllt. In diesem Dämmerlicht bewegte sich vor uns eine dunkle Masse. Als wir näherkamen, erkannten wir, daß es eine starke — etwa 100 Stück zählende — Kaffernbüffelherde war. Ein mächtiger Bulle stand im Vordergrund und übernahm die Deckung des Rückzuges der Herde, in der wir auch zahlreiche Kälber entdeckten. In eine Staubwolke gehüllt, zogen sie langsam davon. Abseits der Herde sahen wir noch zwei alte Bullen, die in einem angemessenen Abstand der Herde folgten. Inzwischen wurde es Tag. Impalas trafen wir sehr oft. Eine Mutter säugte gerade ihr Kind, als wir an ihr in einem Abstand von etwa 50 Metern vorüberfuhren. Dann bemerkten wir die ersten Nashörner. Eine große, alte Kuh, mit einem über einen Meter langen, fast horizontal gerichteten Horn zog langsam durch die Buschsteppe. Als wir näher kamen, bemerkten wir, daß dem etwa dreijährigen Jungtier das linke Ohr und ein Stück des Schwanzes fehlte. Wahrscheinlich hatte es eine aufregende Bekanntschaft mit einem Löwen gemacht. Das Junge trottete langsam voraus. Die Mutter folgte ihm unmittelbar.

Wir wollten ausprobieren, wie nahe die Nashörner uns herankommen lassen. Langsam fuhren wir auf sie zu. Fünfzig Meter trennten uns noch von ihnen, die Nashörner ließen sich nicht stören. Dreißig Meter — sie bleiben stehen, schauen zu uns herüber und ziehen dann langsam weiter. Zwanzig Meter — schon kann ich mit meinem Teleobjektiv nur noch Teile des Nashornkörpers aufnehmen. Wieder verharren die beiden Dickhäuter einen kurzen Augenblick, machen aber keine Anstalten, anzugreifen. Wir nähern uns auf 15, schließlich auf 10 Meter. Jetzt kann ich mit dem Teleobjektiv nur noch den Kopf der Mutter einfangen, ohne das mächtige Horn — so nahe sind wir an den wehrhaften Riesen heran. Wenn sie jetzt angreifen würden, wäre ein Entkommen unmöglich. Aber sie sind friedlich, wie alle Tiere in diesem Reservat. Das genügt uns. Noch mehr wollen wir die Geduld der Nashornmama nicht auf die Probe stellen. Im Abstand von 15 Metern fahren wir neben ihnen noch eine lange Strecke her, ehe wir uns trennen und weiter nach Elefanten suchen.

Die „Riesen“ endlich gefunden

Schon wenige Minuten später entdecken wir einen Nashornbullen, der uns jedoch nur auf 25 Meter herankommen läßt und dann davontrottet. Elefanten haben wir noch nicht entdecken können. Wohl sind überall ganz frische Spuren — aber die Riesen selbst sind nicht zu finden. Auch an der ersten Wasserstelle, die wir besuchen, sind keine Elefanten. Dagegen sind sie, höchstens vor einer Stunde, so frisch ist die Losung. Also geht die Suche weiter. Irgendwo in einem Akazienwäldchen werden sie stecken. Elefanten wandern gern und halten sich meist nicht lange an einem Ort auf. Besonders stark ist ihr Wandertrieb an Tagen, wo der Himmel bedeckt ist und leichter Regen niedergeht — so wie heute. Endlich nach zwei Stunden vergeblichen Suchens fanden wir eine Herde von 6 Stück unter einigen großen Akazien. Ein alter Bulle kommt von links über die freie Steppe gezogen, um sich mit der Herde zu vereinen. Eine Kuh behält uns im Blickfeld. Wir nähern uns auf 70 Meter, dann halten wir den Wagen an und stellen den Motor ab. Ein kräftiger Bulle, der alle anderen überragt, steht mit dem Rücken zu uns. Er hat verhältnismäßig kurze, aber sehr dicke Stoßzähne. Ein jüngerer Bulle steht etwas

abseits. Auch er wird einmal ein kapitaler Elefantenbulle werden, denn schon jetzt zeigt er große und kräftige Stoßzähne. Er wühlt mit den Vorderfüßen den staubigen Boden auf und wirft sich viele Ladungen Erde mit dem Rüssel auf seinen breiten Rücken. Inzwischen streckt der alte Bulle seinen Rüssel lang nach oben und bricht Zweige von der Akazie ab, auf denen er eine kurze Zeit herumkaut, um sie dann zum Spielen zu verwenden. Er peitscht mit ihnen den Boden, zerbricht sie, indem er mit den Beinen darauf tritt, und schleudert sie mit dem Rüssel hin und her.

Wir machen einen kleinen Bogen und fahren von halblinks kommend auf 50 Meter an die Herde heran. Auch diese Dickhäuter lassen sich durch unsere Anwesenheit nicht stören. Ich filme und fotografiere jede Bewegung dieser Riesen. Ein herrlicher Anblick, die mächtigen Kolosse so nahe vor sich zu sehen. Man kann sich kaum satt sehen. Und indem man ein Stück dieser friedlichen, ungestörten Wildnis erlebt, schwört man sich, alles zu tun, damit der Wert solcher Reservate von allen Menschen erkannt und gewürdigt wird, damit noch mehr von diesen wunderschönen Wildschutzgebieten entstehen und die Tiere schließlich überall so sicher und ungestört leben können und das Vertrauen zu dem Menschen finden, wie hier in der Steppe der 1000 Elefanten — zwischen Kilimandscharo und Meru. Wie könnte ein gefährliches Jagdabenteuer den Genuß eines solch herrlichen Anblickes ersetzen. Hinweg mit den Jagdgewehren, die den Frieden unter den Tieren stören, die sie scheu und mißtrauisch dem Menschen gegenüber machen. Gebt allen Menschen die Gelegenheit, das Erlebnis zu haben, dem Tier in seiner natürlichen Umwelt zu begegnen. Es sollte überall auf der Erde der Mahnruf erklingen: Schützt das Tier. Gebt auch ihm Lebensraum, denn es besitzt ein Lebensrecht wie wir.

Friedlich ziehn sie ihre Pfade

Langsam ziehen die Elefanten davon. Hin und wieder taucht noch einmal der mächtige, an einen Felsblock erinnernde Körper eines der sieben Riesen zwischen den Stämmen der Akazien auf, ehe sie ganz unseren Blicken entschwunden sind. Ruhig wandern sie einem fernen, vielleicht nur geahntem Ziel entgegen, diese unangreifbaren Herren der Steppe, denen selbst der Löwe aus dem Wege geht, die keinen Feind haben auf dieser Erde — keinen außer einem kleinen Stück Metall, das durch einen leichten Fingerdruck abgesandt, ihnen den Tod bringt —. Wir aber stören ihre Pfade nicht und fahren in die weite Steppe hinein, deren Abschluß der Berg mit dem schneebedeckten Haupt bildet, neuen schönen Erlebnissen entgegen.

Auf Giraffentang

Es ist jetzt Winter in Ostafrika — die Sonne steht im Bereich des nördlichen Wendekreises. Heute morgen habe ich auch zum ersten Mal Schnee auf dem Gipfel des Meru gesehen. Gestern hat einer der eingeborenen Tierpfleger die Tür zum Gehege der Gazellen und des Kronenkranichs offenstehen lassen. Der junge Kronenkranich fehlt. Bis Mitternacht haben wir mit Lampen die Umgebung der Farm abgesucht, das Gebüsch abgeklopft — aber vergeblich. Von fern klang das Heulen einer Hyäne. Sicher ist der junge, noch flugunfähige Vogel, irgendeinem Raubtier zum Opfer gefallen.

Heute heißt es alle Vorbereitungen für den Giraffenfang treffen. Die Fangwagen werden noch einmal überprüft und die Kisten aufgeladen. Ich sehe die Kameras nach, säubere sie von dem Staub, der in alle Ritzen eindringt, und lege neue Filme ein. Der Fang kann beginnen.

2. Juli 1955, auf der Tierfarm

Der Versuch, eine Giraffe zu fangen, ist mißglückt. Eine Folge unvorhergesehener Umstände, Pech am laufenden Band, hat es verhindert. Im späten Nachmittag bin ich mit den beiden Fängern in die Steppe hinausgefahren. Ein Lager wurde errichtet. Die Neger hockten, sich angeregt unterhaltend, um das Feuer herum. Wir saßen beim Schein einer Petroleumlampe vor dem Zelt. Der Koch servierte auf Blechtellern eine Suppe, die aus den Überresten eines Steppenhuhnes hergestellt wurde, das auf der Fahrt zum Lagerplatz erlegt worden war. Anschließend gab es dicken Reis, Makkaroni und Fleisch. Aber schon in den Nachmittagsstunden war ein heftiger Wind aufgekommen, der nach Sonnenuntergang noch zugenommen hatte und jetzt unangenehm kalt wurde. Fröstelnd aßen wir die Speisen und erwärmten uns erst an einem heißen Kaffee, der den Abschluß des Abendbrottes bildete. Der einzige Luxus dieses Steppenlagers bestand in einem Radio mit Akku, das unter Kreischen und Knarren Musik aus Nairobi brachte. Aber der eiskalte Wind trieb uns sehr bald in das Zelt, das leider auch nur sehr mangelhaften Schutz bot, denn es bestand lediglich aus einem Zeltdach. Die Giebelseiten waren offen. Nach Mitternacht weckte mich die Kälte. Ich kroch mit dem Kopf unter den Schlafsack. Draußen heulte der Wind über die Steppe. Tierlaute waren kaum zu hören, nicht einmal das Heulen der Hyäne, das man sonst überall vernimmt.

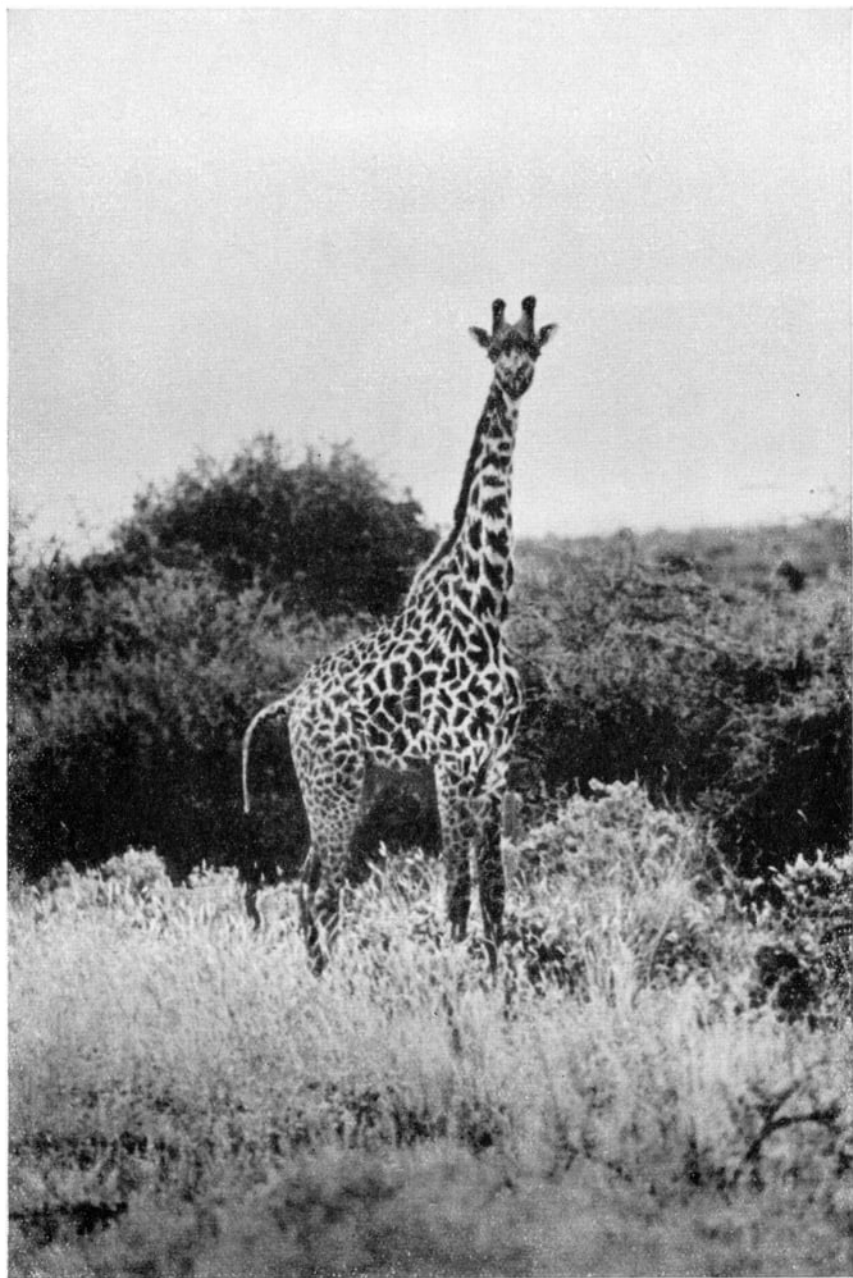
Ich war froh, als der neue Tag anbrach und ich mich mit einem Glas heißen Kaffee erwärmen konnte. Schon in den frühen Morgenstunden brachen wir auf und fuhren auf der Suche nach Giraffen in die Steppe hinein. Weit und breit war kein Tier zu entdecken. Nur Thomson-Gazellen ergriffen vor den rasselnden Autos die Flucht. Endlich — auf einem Hügel angelangt — konnte einer der Fänger mit dem Fernglas eine kleine Herde Giraffen ausmachen. Aber sie standen mitten in der Obstbaumsteppe, wo das Fangen fast unmöglich ist. Der Fahrer des Kistenwagens erhält den Auftrag, erst dann zu starten, wenn die Giraffen, von dem Fangwagen getrieben, in der freien Steppe auftauchen. Es verging fast eine halbe Stunde, ehe wir weit unten, in der baumlosen Steppe, die galoppierenden, langhalsigen Riesen und dahinter, in eine Staubwolke gehüllt, den Fangwagen entdecken konnten. In schneller Fahrt ging es jetzt hinab. Der Wagen holperte über Löcher und Gräben hinweg und blieb schließlich, als wir am Rande der offenen Steppe waren, im Sande stecken. Alle Versuche, ihn wieder flott zu machen, schlugen fehl. Der Motor heulte, die Räder drehten sich, aber der Wagen rührte sich nicht vom Fleck.

Die erste Gelegenheit war verpaßt. Der Fangwagen kam uns zu Hilfe. Die Räder wurden ausgegraben, Zweige und Äste untergelegt — aber es half nichts. Erst als ein Teil Luft aus den Reifen abgelassen wurde, kam der Wagen wieder frei. Erneut begann die Jagd. Die Giraffen waren nicht weit gegangen. Bald schon hatte sie der Fangwagen eingeholt. Die Herde bestand aus einer ganz jungen Giraffe, zwei erwachsenen und einer dreiviertelwüchsigen. Auf die letztere hatten es die Fänger abgesehen. Auf dem linken Kotflügel, dort, wo eigentlich ein Scheinwerfer sitzt, ist ein kleines Sitzgestell angebracht, auf dem der Fänger Platz nimmt. Er ist

angeschnallt und bedient eine lange Stange, an deren Ende eine Seilschlinge befestigt ist, die es gilt, der Giraffe über den Kopf zu werfen. Während also der Fangwagen die Verfolgung des flüchtenden Wildes aufnimmt, fährt der Kistenwagen, auf dem die gefangenen Tiere verladen werden, in einem gewissen Abstand hinterher. Immer näher schiebt sich der Fangwagen an die Giraffen heran. Die Tiere versuchen zu entkommen und schlagen Haken, aber der Wagen bleibt ihnen dicht auf den Fersen. Langsam zerfällt die Herde. Schon nach einer kurzen Strecke bleiben die nicht mehr verfolgten Tiere stehen und schauen der wilden Jagd zu. Nur die fast erwachsene Giraffe versucht noch galoppierend dem Auto zu entkommen. Da schiebt der Fänger langsam den Fangstock vor, schon befindet sich die Schlinge in der Höhe des Kopfes der Giraffe, da passiert das zweite Mißgeschick, der Fangstock bricht. Wieder müssen die Wagen anhalten und mit Seilen und Riemen den Fangstock reparieren. Als das geschehen ist, kann trotzdem an eine Verfolgung nicht mehr gedacht werden, denn der Motor bockt. Verärgert kehren die Fänger in das Lager zurück, während die Giraffen mit ihren langen Hälsen weit über die niedrigen Bäume den Autos nachschauen. Für heute ist die Aussicht auf einen glücklichen Fang vorüber. Hinterher versuchen sich die Fänger — wie Kinder das auch tun, wenn etwas nicht nach ihren Willen gegangen ist — über das Mißgeschick hinwegzutrusten, indem sie behaupten, die Giraffe wäre ohnehin zu groß gewesen. Auch ist es bereits 10 Uhr und die Sonne steht hoch am Himmel — es ist also schon viel zu heiß, um zu fangen. Wenn es heute nicht möglich ist, dann eben morgen oder übermorgen.

Auto vom Schrotthaufen?

In Afrika hat man Zeit — so viel Zeit. Die Fänger sind fast alle Südafrikaner. Es gehören Mut, viel Mut und gute Nerven zu diesem Beruf. Der Giraffenfang strengt weniger an, aber beim Fangen eines Nashorns oder gar eines Elefanten geht es auf Biegen oder Brechen. Die Dickhäuter greifen immer wieder an. Manches Loch in der völlig zerbeulten Karosserie des Fangwagens ist durch das Horn eines solchen wütenden Tieres, das sein Junges verteidigte, geschlagen worden. Noch anstrengender ist der Elefantenfang. Während Nashörner meist nur in wenigen Stücken zusammen leben, gilt es beim Fang der Elefanten die Herde zu sprengen und schließlich die meist verbittert um ihr Junges kämpfende Mutter in die Flucht zu schlagen. Daran beteiligt sich auch der Kistenwagen. Wehe dem Fahrer, der in einem solchen Kampf eine Panne hat. Die Elefanten zerschlagen den Wagen ohne Mühe, und mancher Fänger hat schon dabei die Nerven verloren. Jeder Autofahrer würde über den Zustand des Fangwagens lachen und es für unmöglich halten, daß man mit einem solchen Wagen fahren oder gar Tiere fangen kann. Ein Anlasser existiert längst nicht mehr, der Wagen muß mit der Handkurbel angeworfen werden. Das Abstellen des Motors geschieht durch Auseinanderreißen zweier zusammengedrehter Drähte. Soll der auf der rechten Seite noch vorhandene Scheinwerfer angestellt werden, so müssen zwei Drähte miteinander verbunden werden, was jedoch nur geschehen kann, wenn die Motorhaube vorher aufgehoben wird. Fensterrahmen und Tür sind durch verknottete Riemen miteinander verbunden, kurz — ein Auto, wie man es auf einem Schrotthaufen finden kann. Aber es läuft, wenn es auch dabei in allen Fugen klappert, schnauft und poltert — es läuft, und



Weit über die Dornenbüsche hinaus ragt der lange Hals der Giraffe. Sie ist in Ostafrika geschützt

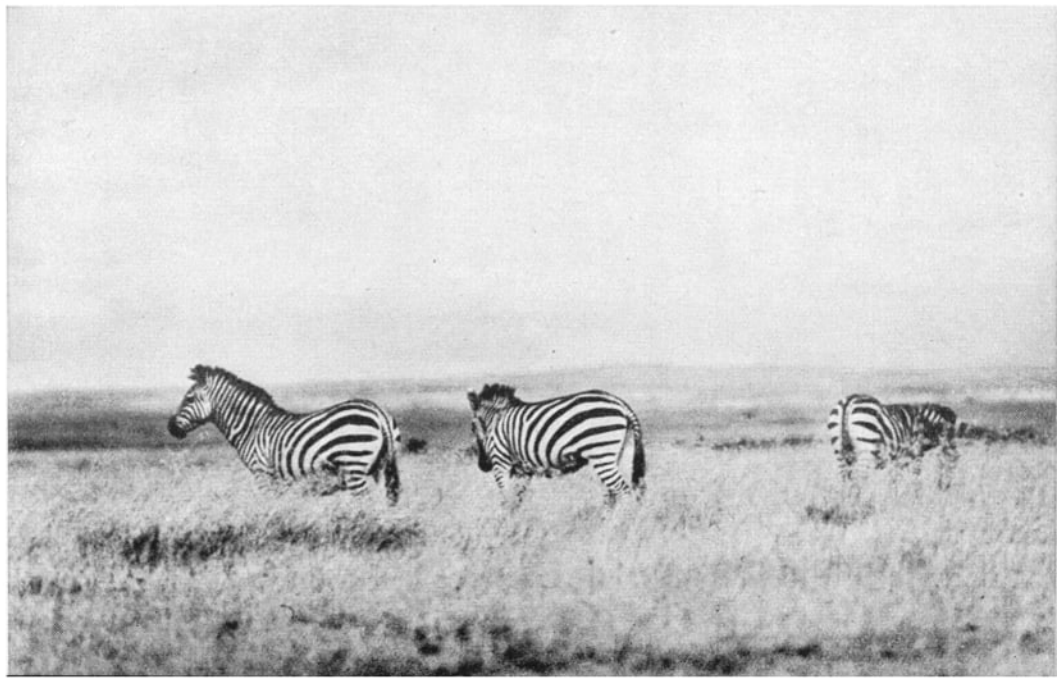


In einer Entfernung von 50 Metern stand ich vor diesen Riesen der afrikanischen Tierwelt — Meine Waffen waren die Filmkamera und die Fotoapparate





Das Horn der Nashornmutter, die bis auf 10 Meter an uns herankam, war über einen Meter lang — Zebras trafen wir überall in der Steppe an





Im Steppenlager wurde immer zuerst die Kochstelle errichtet — Unser Zelt bestand nur aus einem Dach



sogar sehr schnell, über alle Unebenheiten des Steppenbodens hinweg, hinter dem flüchtenden Wilde her. Und die Männer, die dieses Handwerk ausüben, sind zäh und hart, aber keinesfalls so klapprig wie ihre Wagen. Sie erinnern an die Waldläufer, wie sie von Gerstäcker und Cooper geschildert werden.

In Arusha ist eine amerikanische Filmgesellschaft eingetroffen, die den — was weiß ich wievielten — Tarzan-Film „Tarzans verlorene Safari“ drehen will. Sie waren auch auf der Tierfangfarm und wollten sich zahme Tiere ausleihen. Aber die Tiere hier waren ihnen nicht zahm genug. Der Hauptdarsteller hatte sich ganz „afrikanisch“ gekleidet. Er trug einen aus Löwenfell gefertigten Leibriemen, an dem ein langer Dolch hing. Als ich ihn höflich fragte, ob es gestattet sei, ein Photo von ihm zu machen, war er sofort begeistert davon, legte seine Kleider ab, band einen Lederschurz um und kletterte auf einen Feigenbaum. Dort setzte er das typische Filmstar-Lächeln auf und ließ sich photographieren. Da saß er nun, der in Amerika von den Backfischen umschwärmte Gordon Scott, der neue Tarzan, wie er genannt wird, und lächelte. Als er zur Dekoration eine kleine, zwei Meter lange Riesenschlange gereicht bekam, wußte „Tarzan“ offensichtlich nicht recht, wie man so etwas anfaßt. Er nahm sie vorsichtig auf, lächelte wieder, und es wurde abermals ein Bild von ihm gemacht. Dann sprang er vom Ast herunter, nachdem der Regisseur ihn gebeten hatte, vorsichtig zu sein, „damit er sich nicht die Füße verletzete“. Armer Tarzan mit den langen Dauerwellen-Locken, wenn du wüßtest, wie ich dich belächelte. — Dich, den Tierhelden, der im Dschungel (von Hollywood) zu Hause ist, dem kein Abenteuer zu gefährlich ist. Der Übermensch, der große Held — Tarzan, saß auf einem Feigenbaum — und lächelte — wie der Film, wie der Ruf des Filmstars, wie Hollywood es verlangt. „By-By! und vergessen Sie nicht: Tarzans verlorene Safari“, rief er mir zu, als er sich verabschiedete. Nein, das vergesse ich nicht.

Mbujuni, 11. Juli 1955.

Wieder bin ich auf Safari gewesen. Diesmal ging es in Richtung Lolkisale, in das unbewohnte Steppengebiet, wo die Tsetsefliege, die Überträgerin der gefürchteten Schlafkrankheit, uneingeschränkt herrscht. Am Abend des ersten Tages erreichten wir die Ngarugasteppes. Auf dem Weg dorthin sahen wir wenig Wild. Endlose ausgedörrte Ebenen breiteten sich aus, längst von den größeren Tieren verlassen — denn wo kein Wasser ist, dort ist auch kein Wild. Das Nachtlager, das wir in der Nähe eines Massaikrals errichteten, liegt am Fuße eines heute noch tätigen Vulkans, des Lengai. Seinen letzten großen Ausbruch hatte er im Jahre 1947. Damals schickten die Massai drei alte Frauen auf den Berg hinauf, die dem Dämon sieben schwarze Schafe opfern sollten, um seinen Zorn zu besänftigen. Sie kehrten nie wieder zurück. Heute ist er ruhig und schickt nur seinen Feuerschein in die dunkle Nacht — wie fernes Wetterleuchten. Gegen Morgen dringt das Heulen der Hyänen und das Winseln der Schakale zu unserem Zelt herüber und weckt mich aus dem Schlaf.

Milch in Kürbisschalen

Massai haben sich im Lager eingefunden. Als Geschenk bringen sie Kuhmilch in großen ausgehöhlten Flaschenkürbissen mit. Sie erwarten auch eine Gegenleistung: alte Autoreifen. Aus dem Gummi stellen sie die Sohlen für ihre Sandalen her. Ein Massaiknabe — ich schätze ihn zwölf Jahre — hat schon sehr zeitig begonnen, sein Ohr einzuschneiden. Er hat

in die Wunde einen viel zu dicken Holzpflock geschoben und dabei die Wunde nochmals ausgerissen. Blut klebt an dem Holz, vermischt mit dem Staub der Steppe. Aber es scheint ihm keine Schmerzen zu bereiten. In den frühen Morgenstunden ist die beste Fangzeit. Wir fahren mit den Lastkraftwagen in die Steppe hinein, um die Zebraherden zu erwarten, die, von den umliegenden Bergen kommend, zur Wasserstelle gehen. Ganz in der Ferne wird die erste Herde sichtbar. Der Fangwagen fährt ihr entgegen, um sie in die Ebene zu treiben. Inzwischen baue ich den Filmapparat auf. Nach etwa 20 Minuten kündigt eine Staubwolke die Zebras an. In wildem Galopp kommen sie herangestürmt. Verfolgt von dem Fangwagen, der jetzt mitten in die Herde hineinfährt und einen jungen Hengst von der Herde hinwegtreibt. Immer wieder versucht das Tier, der Stockschlinge zu entgehen. Es schlägt scharfe Haken. Aber der Fangwagen ist ihm dicht auf den Fersen und wird ebenso schnell von dem Fahrer in die Kurven gerissen, oft so unvermittelt, daß die beiden Räder der einen Seite des Wagens in der Luft hängen. Es ist eine kurze, aber wilde Jagd. Dann legt sich die Schlinge um den Hals des Tieres — der Wagen stoppt — die Männer springen herunter und halten das sich nur wenige Sekunden wehende Tier. Von dem Galopp erschöpft, läßt sich der Zebrahengst auf den Wagen heben und in eine dort bereitstehende Kiste schieben. Der Deckel schließt sich. Das Tier ist gefangen. Aber nur ein Zebra den langen Weg zur Farm zu fahren, lohnt nicht. Deshalb wird das Fanglager abgebrochen und viele Meilen weiter in die Nähe von Mbuluni verlegt. Die Fahrt zum neuen Lagerplatz führt durch eine unbeschreiblich schöne Landschaft. Sehr bald ändert die Steppe ihr Gesicht. Bäume werden zahlreich, und am Horizont steigt eine steile Wand auf: der kleine ostafrikanische Graben. An diesem Graben fahren wir entlang. Hier sind die Steppen nicht so trocken wie in der Ebene, aus der wir kommen, und deshalb ist das Wild auch zahlreicher, aber sehr scheu. Eine Jagdsafari ist vor uns hier gewesen. So ist es begreiflich, daß Zebras, die sonst erst bei 100 Meter Entfernung fliehen, schon auf 300 Meter Annäherung die Flucht ergreifen.

Hunde sind auch anfällig

Riesige Affenbrotbäume mit einem Durchmesser von fünf Metern und mehr strecken ihre kahlen, unbelaubten Äste in den Himmel. Große Nashornvögel nisten in den Baumhöhlen. Aber wir haben keine Zeit, uns mit diesen interessanten geflederten Bewohnern der afrikanischen Buschsteppe zu befassen, denn noch ein weiter Weg steht uns bevor. Auch müssen wir noch vor dem Errichten des Nachtlagers eine Wasserstelle aufsuchen — denn unser Wasservorrat ist knapp geworden. Erst kurz vor Sonnenuntergang wird das Ziel des Tages erreicht. Wir lagern im Gebiet der Schlafkrankheit, im Reich der Büffel, Nashörner und Elefanten. Unser Zelt wird direkt auf einem Büffelwechsel aufgebaut. Nach den Spuren zu ermesen, sind vor wenigen Stunden vier starke Bullen den Wechsel entlang gekommen.

Die Hunde werden mit einem Flitregen übersprüht, denn sie sind sehr anfällig gegenüber der Schlafkrankheit, die in einer besonderen Form Tiere befällt. Nachdem wir einen sehr schmackhaften Thomson-Gazellenbraten verzehrt haben, kriechen wir unter unsere Decken. Da geben die Hunde Laut. Mit den Taschenlampen strahlen wir in den Busch hinein;

es ist nichts zu sehen. Nach dem Benehmen der Hunde, die sich ängstlich an uns drücken, kann es nur eine große Raubkatze sein, vielleicht ein Leopard. Aber wir können nichts entdecken. Dann schlafen wir ein.

Alles andere – bloß kein Büffel

Ehe der Morgen graut, sind wir schon wieder auf den Beinen. Wir wollen die Büffelherden noch in der Steppe treffen, ehe sie in den dichten Busch zurückwandern. Mit den Wagen fahren wir kreuz und quer durch die Steppe. Die Tsetsefliegen überfallen uns in Scharen. Ich versuche immer wieder mit der Flitspritze die ungeschützten Stellen am Körper zu übersprühen. Aber es hilft nur kurze Zeit. Man kann es nicht vermeiden, daß man von diesem ekelhaften Insekt angezapft wird. Hoffentlich haben sie vorher nicht das Blut eines Schlafkranken getrunken. Die Neger, die uns auf dieser Fahrt begleiten, haben sich aus trockenem Gras einen Wedel gemacht und schlagen damit wie wild um sich.

Aber Büffel können wir keine finden. Auf frische Spuren treffen wir überall. Sie müssen ganz bestimmt vor wenigen Stunden hier gewesen sein. Auch Elefantenwechsel — nicht breiter als 60 Zentimeter, oft zu kleinen Rinnen im staubigen Boden ausgetreten — finden wir. Elenantilopen stehen im Busch und bemerken nicht, daß wir uns ihnen auf 200 Meter genähert haben. Vorsichtig halten wir die Wagen an. Mit meiner Kamera bewaffnet, versuche ich auf „Schußweite“ heranzukommen. Aber sie müssen das Knacken des Verschlusses der Kamera gehört haben. Denn plötzlich werfen sie die Köpfe hoch und traben davon. Wieder geht es auf Büffelsuche. Jetzt bedient ein Neger die Flitspritze — und zwar sehr ausgiebig. Nach Stunden kommen wir, ohne einen Büffel gesehen zu haben, von Tsetsefliegen zerstoehen, zum Lager zurück. Da berichtet uns der dort verbliebene Koch, daß vor wenigen Minuten eine große Herde Büffel etwa 100 Meter vom Lager entfernt ruhig vorübergezogen ist.

Afrika ist doch ganz anders!

Das ist der Winter

14. Juli 1955.

Seit Tagen weht ein leichter Wind über die Steppe. Er füllt die Luft mit Staub an und läßt die Sonne mitunter nur wie durch einen Nebel ihre Strahlen auf das Land herabsenden. Wind und Sonne haben die letzte Feuchtigkeit aus dem Boden gesogen, und die wenigen Blätter und Grashalme, die vor Tagen noch grün waren, sind ausgedörnt — die Steppe ist verdurstet. Die Wasserstellen, zu denen das Wild in den Morgenstunden wanderte, sind versiegt.

Die meisten Tiere der Steppe sind fortgezogen, in feuchtere Gebiete. Andere, die dageblieben sind, kommen in die Felder, um sich dort ihre Nahrung zu suchen.

Auch der Mais ist an vielen Stellen trocken und abgestorben, und nur die Feuchtigkeit speichernden Pflanzen, Kakteen und Euphorbien, leuchten grün aus dem verdorrten Gelb des niedrigen Grasses. In den Vormittags-

stunden tanzen kleine Windhosen, den Staub aufwirbelnd, über das Land und muten wie der Rauch eines Lagerfeuers an, das irgendwo in der Steppe angezündet wurde. Aber dann kommen sie heran, steigen und fallen, nehmen Gras, Zweige und trockenes Laub auf und tragen es inmitten der Staubsäule davon. Schaut man zum Horizont, so sieht man oft riesige Seen liegen, in deren Wassern sich die Schirmakazien spiegeln. Aber es ist nur Trug, nur Fata Morgana, was die zitternde Luft dem Auge dort vorspiegelt. Nie wird man diese Seen entdecken, nie wird man von ihrem Wasser trinken können. Sie eilen davon, wenn man sich ihnen nähern will, und zerfließen schließlich in Staub und Steppe. Das ist der Winter — hier am Meru —, denn die Sonne befindet sich jetzt im Norden. Zur Weihnachtszeit ist die Hitze ja am größten und Gewitter sind dann nicht selten.

Skorpione unter Steinen

Heute suche ich nach den kleinen Lebewesen der Steppe, nach den Tieren, die nicht in feuchtere Gebiete abwandern können, nach Eidechsen, Agamen, Geckos, Tausendfüßlern, Spinnen und Skorpionen. Dort, wo Steine verschiedener Größe, Lavabrocken zwischen Dornbüschen liegen — ist die Heimat der kleinen Lebewesen. Ausgetrocknete Schalen von Riesentausendfüßlern — oft 20 Zentimeter lang — liegen in großer Anzahl auf dem Boden. Lebend finde ich nur kleinere Exemplare. Der beste Fundort ist die Unterseite großer Steine. Wälzt man Steine zur Seite, so tut sich eine Welt auf. Spinnen mit platten Leibern und großen Kiefern laufen genauso eilig vor dem Licht davon, wie die Asseln, Ameisen und Käfer, die dort Schutz gesucht haben.

In einem kleineren Bereich dieses Gebietes finde ich fast unter jedem Stein einen Skorpion. Gelbbraun wie das verdorrte Steppengras ist sein Leib. Mit angezogenen Beinen und Scheren, einem kleinen Krebs ähnlich, geht er in Verteidigungsstellung. Den Schwanz mit dem gefährlichen Giftstachel hat er halb aufgerichtet. Es ist deshalb beim Umdrehen der Steine Vorsicht geboten, denn wenn der Stich eines Skorpions auch nicht tödlich ist, so kann er doch recht unangenehme Folgen haben und hat schon manchen Unvorsichtigen mehrere Tage auf das Krankenlager gebracht. Vorsichtig decke ich die Steine wieder über die kleinen giftigen Gesellen.

Wie kleine chinesische Drachen

Vielleicht komme ich noch einmal hierher und hole mir einige Skorpione, um sie mit nach Dresden zu nehmen und im Terrarium zu zeigen. Ich muß nur genügend kleine Schachteln haben, denn wenn man sie zusammensperret, bringen sie sich gegenseitig um. Wie die Miniaturausgabe des chinesischen Drachens mutet die Agame an, die dort unter dem Stein hervorhuscht. Der breite Kopf ist mit leuchtend grünen Tupfen geschmückt. Rings um die Ohröffnung sitzen kleine Dornen, und der dunkelgraue geschuppte Körper zeigt ein Leopardmuster. Nur der Bauch ist weiß und die Kehle gelb. Auch eine kleine braune Eidechsenart, an deren Körperseiten sich ein auffällig weißer Strich entlangzieht, ist hier nicht selten. Die vielen winzigen Spinnen, Ameisen und Käfer unter den Steinen sind ihre Beute. Und während ich die von der Sonne erhitzten Steine umwende, erfaßt der Wind jedes Staubkörnchen, das dabei aufgewirbelt wird, und trägt es weit in die Steppe hinaus. Ich schaue hinauf

zum Meru, zu seinen grünen, dichtbewaldeten Hängen, aus denen mich vor einem knappen Monat Regen und Kälte vertrieben. Damals nahm ich mir vor, zu ihnen zurückzukehren, wenn die Sonne wieder scheint. Jetzt liegt der Meru im Sonnenlicht und keine Wolke verhüllt seinen Krater. Es wäre eigentlich Zeit, noch einmal nach den Guereza-Affen zu schauen, die sonnengleibende Steppe zu verlassen und im Schatten des Bergwaldes unterzutauchen, denn bald muß ich an den Abschied denken, muß dem „Schwarzen Erdteil“ auf Wiedersehen sagen —.

... *kein dunkler Erdteil mehr!*

„Schwarzer Erdteil“? Afrika ist kein dunkler, unerforschter Erdteil mehr, Afrika ist wie jedes andere Kolonialland auch an einem Wendepunkt seiner Geschichte angelangt. Fragt man die Weißen hier, ob sie eine Selbstverwaltung des ostafrikanischen Landes durch die Eingeborenen für möglich halten, so sagen sie, daß mit dem Weggehen der Weißen auch die Zivilisation wieder verschwinden würde und nur die Wildnis bliebe. Der Neger sei nicht in der Lage, sein Land zu Wohlstand und Fortschritt zu führen. Wirklich nicht? Als England im Juli 1948 der UNO den Plan unterbreitete, Tanganjika mit Kenia und Uganda zusammenzufassen und unter eine Verwaltung zu nehmen, wurde noch einmal Sinn, Zweck und Ziel einer „Mandatsausübung“ erörtert: Die Aufgabe der Mandatsregierung sei es, die Eingeborenen einer höheren Bildung zuzuführen, um dem Land eines Tages Unabhängigkeit und Selbstverwaltung geben zu können. Dabei kommt mir wieder eine erschütternde Zahl in den Sinn: Dreiviertel des Eingeborenenwachstums sind Analphabeten. Das Schulwesen aber ist Angelegenheit der englischen Mandatsregierung! Wer es noch nicht getan hat, wird also sehr bald seine Meinung über den „dunklen Erdteil“ ändern müssen!

Gedanken vor der Heimreise

Als ich meine Reisevorbereitungen traf, malte ich mir Afrika in den buntesten Farben aus — nicht zuletzt beeinflusst von dem Traum meiner Kindheit — einmal dieses Land erleben zu können, von dem ich so viel gelesen hatte, das die Heimat vieler meiner Zootiere ist. Wenn ich auch heute keinesfalls so vermessen bin, nach den wenigen Wochen, die ich in Afrika verbrachte, mir ein abschließendes Urteil zu bilden — so möchte ich jedoch an einem Urteil festhalten, das ich meiner Frau in meinem ersten Brief mitteilte: Afrika ist humorlos. Ich habe wenige Menschen in Afrika lachen sehen, so richtig herzlich lachen. Und vieles, was man sieht, ist auch sehr traurig, sogar erschütternd.

Viele Europäer haben mir erzählt, daß sie die „große Freiheit“, die sie hier genießen, nie wieder entbehren können. Zuerst habe ich an dieses Ungebundensein geglaubt — später mußte ich immer mehr darüber nachdenken. Schaut man in die Häuser der Farmer, dann sieht man Bilder der Heimat. Unterhält man sich mit ihnen, dann sprechen sie von ihrer Heimat, und wenn sie ihren Urlaub nicht in Europa verbrachten, dann wissen sie zumindest Kindheitserinnerungen aus Europa zu berichten. Und die in Ostafrika geborenen Kinder der Buren sprechen von ihrer Heimat, die nicht Ostafrika, sondern Südafrika ist. Sie haben alle eine Sehnsucht — die sie aus dem Lande, in dem sie leben, führt. Seltsam ist

diese Freiheit, von der diese Menschen schwärmen, denn während sie es tun, schimpfen sie gleichzeitig auf das schlechte Essen, die hohen Preise, die Steuern, die schlechten Straßen und auf ihren Hausboy. Sie kommen gern von den Farmen in die Stadt und fühlen sich dort trotzdem nicht wohl. Sie sind oft unzufrieden, loben die „gute alte Zeit“, sind unruhig und preisen ihre Freiheit. Ob auch sie von dem Wunschtraum ihrer Jugend, von dem Afrika leben, das sie einst sich ausmalten und das sie doch nicht fanden?

Afrika ist anders — das habe ich festgestellt. Ich bin — ganz wie ich es mir wünschte — durch Steppen gefahren, habe an stillen Seen Nilpferde, Giraffen und Wasserböcke beobachtet, bin im Regenwald auf schmalen Wildpfaden gegangen und habe die Guereza-Affen belauscht. Ich bin in Massaihöhlen gekrochen, habe im Zelt geschlafen und in der Steppennacht das Brüllen der Löwen und Heulen der Hyänen gehört, und doch war es anders — anders, als der Jugendtraum mir das Afrika vorgezaubert hat.

Aus Afrika zurück

Ich bin aus Afrika zurückgekehrt, ohne einem Löwen begegnet zu sein. Ich betone das deshalb, weil einige Leser meiner Berichte befürchtet hatten, ich wäre in jener Nacht, als acht Löwen in unmittelbarer Nähe meines Zeltes ein Konzert gaben, von einer dieser Raubkatzen angeknabbert worden. Das ist nicht geschehen. Die Löwen haben sich überaus anständig betragen. Am nächsten Tag haben wir sie stundenlang gesucht, aber nicht gefunden; und da ich es für eine Ehrensache ansah, daß man in Afrika auch einem Löwen begegnet sein muß, bin ich vor meinem Abflug in Nairobi noch einige Stunden auf der Suche nach Löwen kreuz und quer durch den Nationalpark in Nairobi gefahren. Aber es ist nicht gelungen. Überall trafen wir auf die frischen Spuren dieser Raubtiere, jedoch gesehen haben wir keinen Löwen.

Am schwersten ist mir der Abschied von meinen kleinen Waruschafreunden gefallen. Die kleinen dickbäuchigen Kinder hatten mir einen Spitznamen gegeben: Bwana picha, Herr Bildermacher, nannten sie mich.

Im Zoo haben mich liebe vierbeinige Freunde wiedererkannt und begrüßt. Mungo, der Kapuzineraffe, den mir meine Kollegen vom Zoo bei meiner Ankunft mit zum Bahnhof brachten, legte seine kleinen behaarten Ärmchen um meinen Hals. Moritz, der Spinnenaffe, hat mich erst mit ganz großen Augen angeschaut und dann die Lippen gespitzt, um mir mit hohen Lauten seinen Gruß entgegenzurufen, und Jacky, der Schimpanse, kam mit gesträubtem Haar zum Gitter gesprungen und streckte mir seine Hand entgegen.

Es gibt ein altes afrikanisches Sprichwort: „Wer einmal aus Afrikas Quellen trank, kehrt immer wieder zurück.“ Schon überraschte ich mich hin und wieder bei einer kleinen Sehnsucht nach Afrikas Steppen. Wenn ich am Gehege unserer Zebras, Strauße und Elenantilopen stehe, denke ich an ihre wilden Artgenossen, die ich im afrikanischen Busch belauschte, und wenn ich das Brüllen unserer Löwen höre, dann muß ich an die Nächte im Zelt denken.

Ich habe in den letzten Tagen in einigen modernen Afrikabüchern gelesen. Oft mußte ich lächeln, wenn ich merkte, wie sich die Verfasser bemühen, ihre Erlebnisse möglichst gefährlich erscheinen zu lassen.

Aber es gibt noch andere Schriftsteller, die besser nicht nach Afrika fahren sollten. Ich muß hier den Nobelpreisträger, den amerikanischen Schriftsteller Ernest Hemingway zitieren. Er schreibt in seinem Buch „Die grünen Hügel Afrikas“: „Da war das drollige Aufschlagen der Kugel und die erregte Entrüstung der Hyäne, wenn sie den Tod in sich spürte. Es war noch komischer mitanzusehen, wenn eine Hyäne aus großer Entfernung im Hitzeflimmern der Ebene getroffen wurde, zu sehen, wie sie sich rückwärts überschlug, zu sehen, wie jenes wahnsinnige Kreisen begann, jene blitzartige Geschwindigkeit zu sehen, die bedeutete, daß sie mit dem kleinen, vernickelten Tode in sich um die Wette jagte. Aber der größte Witz von allen . . . der Gipfel hyänischen Humors war die Hyäne, die klassische Hyäne, die, wenn sie beim Laufen zu weit hinten getroffen war, wie verrückt herumkreiselte, nach sich selbst schnappte und an sich zerrte, bis sie sich die eigenen Eingeweide herausriß und dann dastand und sie ruckweise herauszog und sie mit Genuß auffraß.“
Nein — ich habe mich nicht geirrt, das schrieb der Nobelpreisträger Hemingway im Jahre 1954. Wie verschieden man doch Afrika erleben kann. Wer nach Afrika fährt, sollte die Verantwortung gegenüber allem Lebendigen besonders ernst nehmen. Wer darüber Bücher schreibt, sollte dazu noch die Ehrfurcht haben.

Nur wenn man die natürliche Umwelt eines Tieres und seine Lebensbedingungen genau kennt, wenn man weiß, wie es sich in freier Wildbahn gegenüber seinen Artgenossen verhält, wie es seine Jungen aufzieht und unter welchen klimatischen Bedingungen es lebt, kann man es auch in Gefangenschaft gut halten. So kommt diese Studienreise, die mich durch Steppen und Urwälder in Ostafrika führte, unseren Zootieren zugute. Sie verständnisvoll zu pflegen und ihren Anforderungen, die sie an ihre Umwelt stellen, möglichst gerecht zu werden, ist unsere vornehmste Aufgabe in den Zoologischen Gärten.

Jeder Mensch aber, der die Tiere liebt, wird auch für ihren Schutz eintreten. Ich habe in Afrika Reservate gesehen, wo die Tiere nicht gejagt werden dürfen, und kann mir für einen Tierfreund kein größeres Erlebnis vorstellen, als ein solches Tierparadies zu besuchen. Aber die vorhandenen Naturschutzparks genügen nicht, um das Aussterben der afrikanischen Tierwelt zu verhindern. Deshalb lehne ich die Jagd ab, und werde auch in Zukunft nicht müde werden, für die Errichtung weiterer Reservate, für den Schutz der Tiere überhaupt, einzutreten. Wenn dieses Büchlein dazu beiträgt, die Liebe zum Tier zu wecken, dann hat es seinen Zweck erfüllt.

Hildegard Ulmer

Sonderheft DM 1,80